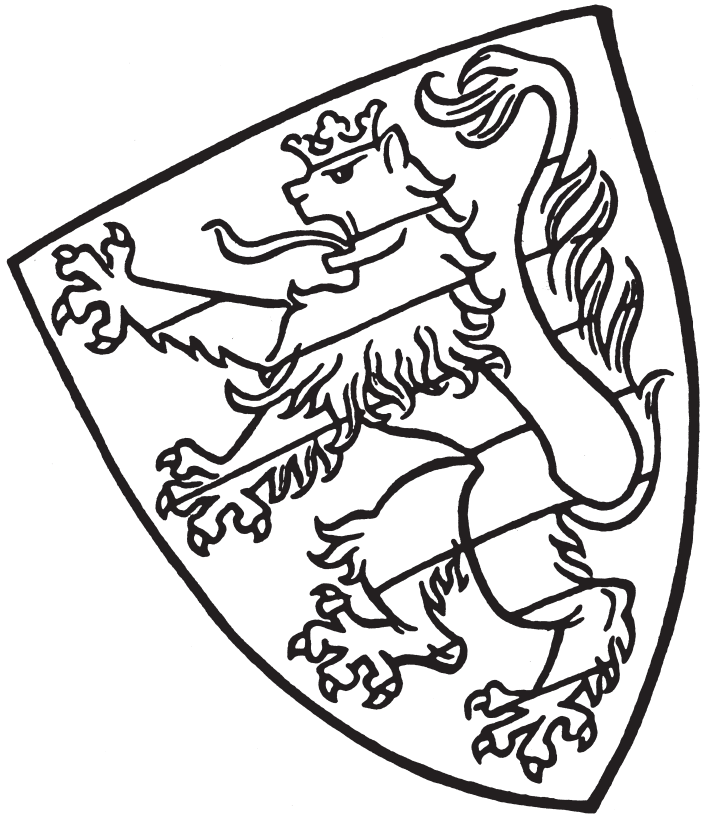


ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR
hessische Geschichte
UND LANDESKUNDE



BAND 122 2017

Besprechungen

A. Allgemein

Allgemeines, Hilfsmittel, Quellen, Sammelwerke

Christina VANJA (Hg.): Reichtum der Quellen. Vielfalt der Forschung. 30 Jahre Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Petersberg 2016 (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Quellen und Studien 17), 112 S., 91 Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-7319-0433-5, EUR 19,95

Der anlässlich des 30jährigen Bestehens des Archivs des Landeswohlfahrtsverbandes (LWV) Hessen erschienene, ansprechend gestaltete Band versammelt 30 drei- bis fünfseitige, großzügig bebilderte Beiträge von Forscherinnen und Forschern aus dem In- und Ausland, die in der Vergangenheit mit den Beständen des Archivs gearbeitet haben oder gegenwärtig arbeiten. Ausgangspunkt der chronologisch angeordneten Beiträge, die beginnend mit der Reformationszeit einen Zeitraum von rund 500 Jahren umfassen, bilden einzelne Archivalen aus dem mittlerweile über 6.000 laufende Meter an Schriftgut, über 20.000 Fotografien und über 4.000 Baupläne umfassenden Beständen des Archivs. Bei den Archivalen handelt es sich um Urkunden (Gury SCHNEIDER-LUDORFF), Reiseberichte (Heide WUNDER), Medizinalrechnungen (Andreas Martin MENDEL, Christoph FRIEDRICH), Aufnahmege suche und Aufnahmebewilligungen (Iris RITZMANN, Karen NOLTE), Bittschriften (Angela SCHATNER), Hospitalitenlisten (Irmtraut SAHMLAND), Inventare (Arnd FRIEDRICH), Berichte (Gerhard AUMÜLLER), Instruktionen (Horst HECKER), Fotos (Jens FLEMMING, Jörg WESTERBURG, Susanne KOLBE), Bauzeichnungen (Gerd FENNER), Gedenkblätter (Harald GÖTTE, Benjamin WEIS), Schreiben an Behörden (Peter ELLER), Amtsschreiben (Georg LILIENTHAL), Patientenakten (Hans-Peter KLEIN), Patientenzeichnungen (Ulla MERLE, Susanna KOLBE), Personalakten (Nicholas STARGARDT, Peter SANDNER), Redemanuskripte (Jan Erik SCHULTE), Zeitungsartikel (Dietfrid KRAUSE-VILMAR), Häftlingsakten (Gunnar RICHTER), Personenbeschreibungen (Mechthild BERESWILL, Lina ECKHARDT, Patrik MÜLLER), psychiatrische Gutachten (Simon WÜTHRICH), Verbandszeitschriften (Tim SCHWANENGEL), Fragebögen (Rüdiger KLEES, Kurt MONS) und einen stark deformierten, wassergeschädigten Rechnungsband des Hospitals Haina aus dem Jahr 1579, dessen Restaurierung durch die Buchrestauratorin Susanne BUCHHOLZ geschildert wird.

Die meisten Beiträge sind dem Hospital Haina gewidmet, das von Landgraf Philipp zur Unterbringung von unvermögenden versorgungsbedürftigen männlichen Dorfbewohnern gegründet wurde. In diesen Beiträgen erfährt der Leser *en passant*, dass sich die Hainaer Hospitaliten im Gegensatz zu denen städtischer Hospitäler nicht einkaufen konnten, dass bei der Gründung nicht nur die Gebäude des aufgelösten Zisterzienserklosters, sondern auch zahlreiche Konventualen und des Gesinde übernommen wurden, Teile der bisherigen Klosterregeln

Eingang in die Hospitalordnung fanden und sich die Tageseinteilung und der Tagesablauf stark an dem des Klosters orientierten (S. 16 f.). Die Innovativität und Einzigartigkeit der Einrichtung bewogen zahlreiche Reisende dazu, dem Hospital einen Besuch abzustatten, so dass sich mit Recht sagen lässt, dass alle Wege nach Haina führten (vgl. S. 18). Dies bewegte nicht zuletzt den Obervorsteher der Hohen Hospitälerei Wilhelm Ernst von Geismar 1694 dazu, seinen Amtssitz nach Haina zu verlegen. Auf Initiative desselben Obervorstehers nahm erstmals ein Wundarzt ständigen Wohnsitz in Haina, so dass eine kontinuierliche wundärztliche Versorgung der Hospitaliten gesichert war (S. 41). Die Rechnungsbücher des 18. Jahrhunderts lassen nicht nur erkennen, welche Arzneimittel zur Behandlung eingesetzt wurden, sondern auch, dass das Hospital keine Kosten bei der Versorgung der Kranken mit Arzneimitteln scheute (S. 24). Auch erfährt der Leser, dass sich unter den Hospitaliten von Anfang an nicht nur kranke und alte Männer befanden, sondern auch Frauen sowie elternlose und behinderte Kinder, wobei Letztere gegen den Willen der Eltern auf dörflichen Druck eingewiesen werden konnten (S. 28). Aber auch das Gros der Hospitaliten bestand nicht nur aus alten, gebrechlichen und lahmen Soldaten, Handwerkern, Tagelöhnern und Knechten, unter ihnen befanden sich auch Epileptiker, Blinde und Taube. Wie stark fremde Interessen die Verhältnisse beeinflussen konnten, zeigt eine Regelung aus dem 19. Jahrhundert. Obwohl die Hospitaliten allesamt ärmlichen Verhältnissen entstammten, wurde nun von ihnen nunmehr verlangt, dass sie für die Kosten ihres Begräbnisses und einen Teil der Verpflegungskosten aufkamen, wollten sie verhindern, dass ihre Leiche an die Anatomie in Marburg überstellt wurde (S. 34). Auch der mit dem Hospital verbundene Wirtschaftsbetrieb wird am Beispiel der zwei Dutzend Fischteiche thematisiert, die bis in das 18. Jahrhundert zu dessen Besitz gehörten. Hauptsächlich aber dient dieses Streiflicht dazu, darauf hinzuweisen, dass die Wirtschaftsgeschichte Hainas ein Desiderat der Forschung ist (S. 43), eine Feststellung, die auch auf die anderen Einrichtungen des LWV zutreffen dürfte. Die Wahrnehmung des Hospitals durch die Patienten und der Alltag von Patienten und Personal werden anhand der Zeichnungen Konrad Zeuners aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, die zu den wenigen künstlerischen Zeugnissen gehören, die von Hainauer Patienten überliefert sind (S. 61), und der Fotos, die der Arzt Otto Kahm Anfang der 1970er-Jahre aufnahm, in den Mittelpunkt gerückt.

Mehrere Beiträge sind auch dem 1834–1836 errichteten Ständehaus gewidmet, das seit 1953 dem LWV als Hauptsitz dient und anfangs auch das Archiv beherbergte. Dargestellt wird die Funktion des Gebäudes als Sitzungsort der kurhessischen Ständeversammlung bis 1866, dessen spätere Nutzung als Sitz des Kasseler Kommunallandtags, der u. a. für die Erziehungs- und Gesundheitsfürsorge, die Irren-, Blinden- und Taubstummenanstalten im Regierungsbezirk Kassel zuständig war (vgl. S. 48), sowie die gestalterische Mitwirkung des Münchner Architekten Friedrich von Thiersch an dem Um- und Erweiterungsbau des Ständehauses 1904–1906, die bislang unbekannt war (S. 49). Mit der ehemaligen Klosteranlage Breitenau, in der heute eine offene psychiatrische Einrichtung des LWV untergebracht ist, beschäftigen sich drei Beiträge. Beleuchtet werden die Umstände, die 1933 zur Einrichtung eines Konzentrationslagers für politische Schutzhaftgefangene auf dem Gelände geführt hatten, das bis 1934 bestand (S. 81 ff.). Die Zeit von 1940–1945, während der Breitenau u. a. als Arbeitserziehungslager diente, wird am Beispiel des Schicksals zweier Gefangener, des polnischen Zwangsarbeiters Tadeusz Blaszczyk und der Jüdin Lina Knoth (S. 84 ff.), thematisiert. Anhand von Fallakten und psychiatrischen Gutachten des nach dem Krieg eingerichteten

Mädchenerziehungsheims Fuldataal wird anschließend danach gefragt, inwieweit Normalität und Abweichung institutionell konstruiert wurden (S. 90) und wie stark die Heimerziehung durch repressive Elemente und eine Stigmatisierung der Mädchen geprägt war (S. 93). Im Zusammenhang mit der Landesheilanstalt Hadamar konzentrieren sich die Beiträge auf die Zeit nach 1945. So wird die schlechte Verpflegung von Anstaltspatienten in der Nachkriegszeit thematisiert (S. 75). Ein weiterer Beitrag befasst sich mit den unkonkreten frühen Formen der Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Euthanasie (S. 78) und den Versuchen, zu differenzierteren Erklärungsansätzen zu kommen. Mit der seit 1975 auf der Agenda stehenden Auflösung von Großkrankenhäusern und den Schwierigkeiten der Enthospitalisierung – für viele psychisch kranke und geistig behinderte Menschen war das Krankenhaus zu ihrer Heimat geworden – schließen die Beiträge zu Hadamar (S. 104 f.). Weitere Einrichtungen, die zur Sprache kommen, sind die Hermann-Schafft-Schule in Homberg/Efze, deren Träger der LWV seit 1953 ist, die Landesirrenanstalt Heppenheim, die Landesheil- und Pflegeanstalt Marburg, die Heilerziehungs- und Pflegeanstalt Scheuern, das 1960–1962 errichtete, an schwedischen Vorbildern orientierte Jugendheim Staffelberg, das ebenso wie eine zuvor von Mitarbeitern der Kasseler Hauptverwaltung und Heimleitern unternommene Informationsreise nach Schweden für die Einsicht in die Notwendigkeit von Reformen der Heimerziehung von Jugendlichen steht (S. 97), und die Kinder- und Jugendpsychiatrie Rheinhöhe bei Eltville im Rheingau.

In den teils einzigartigen Archivstücken spiegelt sich nicht nur die Geschichte des LWV und seiner Einrichtungen. Darüber hinaus bieten sie, wie die Beiträge anhand beispielhafter Fragestellungen und Forschungsergebnisse aufzuzeigen vermögen, reichhaltiges Material, aus dem sich wichtige Erkenntnisse über das administrative, ärztliche, pflegerische und seelsorgerische Personal der Einrichtungen gewinnen lassen. Aber auch für die Patientengeschichte bilden die Bestände des Archivs des LWV einen reichhaltigen Fundus, der tiefgreifende Einblicke in die soziodemographische Struktur der in den Einrichtungen untergebrachten, behandelten und inhaftierten Menschen und deren Alltag gewährt. Nicht zuletzt erlauben sie erhellende Einblicke in die jeweils zeitspezifische Wahrnehmung von Krankheiten, das Krankwissen, die Behandlungsmethoden und die therapeutischen Grenzen der Medizin. Insgesamt dokumentiert der Band auf gelungene Weise die Breite des historischen Erbes, das der LWV angetreten hat. Zugleich vermittelt er ebenso anschaulich wie kritisch einen Eindruck von der Vielfalt der Fragestellungen, die anhand der reichen Archivbestände bearbeitet werden können, ohne dabei zu vergessen, Desiderate für zukünftige Forschungen zu benennen.

Kassel

Jochen Ebert

Holger Th. GRÄF, Alexander JENNDORF und Pierre MONNET (Hg.): Land – Geschichte – Identität. Geschichtswahrnehmungen und Geschichtskonstruktion im 19. und 20. Jahrhundert – eine historiographiekritische Bestandsaufnahme (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 174), Marburg u. a: Historische Kommission für Hessen 2016, X u. 269 S., 8 Abb., ISBN 978-88443-329-4, EUR 28,00

Der Titel verspricht viel. Wahrnehmung, Konstruktion und kritische Bestandsaufnahme und das Ganze im Zusammenhang mit Land, Geschichte und Identität. Was der Titel nicht verrät, das ist die Reduzierung auf den Nassauer Raum und noch kleiner auf Bad Homburg und auf den Taunus. Und diese Reduzierung tut dem Werk gut, denn eine Gesamtsicht auf

ganz Hessen wäre, bei der latenten Bereitschaft, hessische Identitäten zu diskutieren, (vgl. Andreas HEDWIG, S. V) nicht zwischen zwei Buchdeckel zu pressen, gerade wenn nach der Verwurzelungstiefe von Identitäten gefragt werden muss (vgl. Einleitung, S. 4).

Aber was ist denn nun Landesgeschichte? In welchem Bereich arbeitet sie? Zum Glück hat sich die Geschichtsforschung schon lange von der lokalen Geschichtsschreibung verabschiedet. Das kleine abgeschiedene Dorf gibt es nicht mehr und hat es eigentlich auch nie gegeben. Geschichte geschieht immer in größeren Zusammenhängen und daher ist auch Landesgeschichte in Grenzen unbegrenzt (vgl. Winfried SPEITKAMP, S. 12 u. 24), wobei die Wortschöpfung Glokalisierung (ebenda), also die Zusammensetzung von Global und Lokal, nicht nur dem PC Schwierigkeiten bereitet. Aber es ist richtig, dass die Begriffe Raum, Land und in Summe Landesgeschichte im Verhältnis von Lokalem zum Globalem und den historischen Disziplinen, zu denen ich auch gerne die Kirchengeschichte zähle, gesehen werden müssen. Wer sich mit Geschichte auf Vereinebene beschäftigt, der wird feststellen, dass im Lokalen gerne gearbeitet wird, die Attraktivität dafür liegt auf der Hand, er muss aber auch die Waage halten zur akademischen Forschung (vgl. SPEITKAMP, S. 29).

Ganz anders sieht die lokale Forschung in Frankreich aus. Die Dominanz von Paris sorgt dafür, dass die Perzeption der regionalen Dimension zwangsläufig zentralistisch geprägt ist (Pierre MONET, S. 31). Das zeigt sich in der 2014/15 erfolgten Neugestaltung und Neubenennung der Regionen, ein Prozess der in Deutschland und in Hessen nicht so problemlos verlaufen würde.

Zu welchen Funktionen Geschichtsschreibung herangezogen werden kann, zeigen die Beispiele von Guy MARCHAL mit dem Blick auf die Schweiz und von Michael PAULY mit seinem Beitrag zur Geschichte Luxemburgs und von Hans Jürgen BÖMELBURG zur Landesgeschichte im östlichen Europa. Während Guy MARCHAL das Thema von der »Geschichte als geistige Landesverteidigung« aufgreift (vgl. Einleitung, S. 6, und der Rütli-rapport, S. 40), wird am Beispiel Luxemburgs deutlich, wie wichtig Geschichte werden kann, wenn es sich um ein vielleicht geschichtsloses Volk handelt, das eher von der Geschichte der Nachbarn dominiert wurde und weniger von einer eigenen Tradition. Beide Beispiele sind gut gewählt, auch in den geografischen Dimensionen des Territoriums. Bei der Schweiz fällt aber noch die Besonderheit auf, dass die Bedeutung der Städte höher angesetzt wird als die des Landes, (vgl. S. 38), ein interessantes Phänomen, das nicht leicht auf hessische Verhältnisse zu übertragen ist, sieht man einmal von Frankfurt ab. Aber auch hier gilt in Grenzen grenzenlos, denn die Schweizer sahen sich nicht nur als die Hüter der Berge (Dach von Europa), sondern auch durch die Flüsse mit Europa verbunden. Während also die Schweiz sich klar definiert, bleibt Luxemburg eher vage bestimmt. »mir welle bliewe wat mir waren ...« sagen die Luxemburger, aber was waren sie? In Luxemburg entstand die Geschichtsschreibung mit der Staatsbildung und diente u. a. dazu, den Nationalstaat zu entwickeln. Ein ganz anderes Problem greift Hans Jürgen BÖMELBURG auf. Hier blieb das Land, aber die Staaten wechselten. Preußen, Polen, Litauen und Rußland. Ein Land mit vielen Sprachen und Gewohnheiten (vgl. S. 93). Wenn Landesgeschichte nur Geschichte des Landes ist, sollten hier keine Probleme auftreten, aber schon der weitere Titel sagt: Zwischen Konflikt und Kooperation. Zu Recht fordert der Autor auf, den Versuch zu wagen, eine deutsch-polnisch-litauische und vielleicht auch russische Zusammenarbeit zu konzipieren (vgl. S. 93).

Weiter in das nun regionale Thema führt Holger GRÄF ein. Stamm und Volk und dann eben bewusst definiert als Überlegungen zur Ethnisierung der Geschichte der Taunusregion. Der Bogen spannt sich weit bis zu den Germanen, um dann in zwei Formulierungen zu münden: »Wer mitkämpft, der gehört dazu«, aber besser noch das Wort von Georg August Zinn: »Hesse ist, wer Hesse sein will« (S. 127). In beiden Zitaten liegt die ganze Spannung der Geschichtsschreibung, auch oder besonders der regionalen, und daher ist es wichtig, Geschichtsschreibung historiografiekritisch zu lesen. Gregor MAIER, Steffen KRIEB und Alexander JENNDORF nehmen sich dieser Aufforderung an. So definiert sich bei Gregor MAIER Landesgeschichte über Landschaft und Altertümer, wobei der schöne, den Römern bekannte Taunus sich dafür anbietet. Steffen KRIEB definiert Landesgeschichte, in diesem Fall die Nassaus, als Dynastiegeschichte und als Kulturgeschichte und zieht den Bogen auch in die hessische Landesgeschichte. Auf dem nun bereiteten Boden geht Alexander JENNDORF in die Details und bedient sich dabei geschickt und kenntnisreich der schon von mir oben angesprochenen Kirchengeschichte. Natürlich kommt eine nassauische Landesgeschichte in Hessen nicht ohne den katzenelnbogenen Erbfall aus (S. 158). Auch die Probleme der Reformation müssen erklärt werden, um eben dann das folgende zu verstehen, nämlich die Gegenüberstellung verschiedener Darstellungen nassauischer Geschichte. Mit spitzer Feder arbeitet Alexander JENNDORF die Absichten, Methoden und Ziele der unterschiedlichen Autoren heraus, die eben nicht frei waren, sondern sich kirchlichen, politischen oder dem Zwang, besser oder anders als die anderen sein zu müssen, unterwerfen mussten. In diesem Kontext versteht man dann auch scharfe Formulierungen (S. 181 f.) und komplizierte Zusammenhänge (S. 190) besser. Es soll daher auch gerne empfohlen werden, diesen sehr umfangreichen Beitrag mehrfach und mit wechselnder Brille zu lesen. Den Schluss machen Bernd BLISCH, der eine ähnliche Problematik aufgreift wie Hans Jürgen BÖMELBURG, nämlich die regionale Historiographie des Raumes. Was aber ist, wenn der Raum bleibt, aber die Herrschenden wechseln? (S. 212).

Der Band schließt mit einem Blick auf die Institutionen. Damit gemeint sind der Verein für Geschichte und Landeskunde Bad Homburg v. d. Höhe, behandelt durch Barbara DÖLMEYER, mit einem scharfen Blick darauf, wie umfangreich die professionelle Vereinsarbeit durch die unprofessionellen Ehrenamtlichen nun schon geworden ist (S. 226 f.). Welche Instrumente stehen zur Verfügung? Hier wird von Astrid KRÜGER und Peter MARSCH das Stadtarchiv Bad Homburg und das Kreisarchiv Hochtaunus vorgestellt. Natürlich darf das wichtigste »Gedächtnis« der Region nicht fehlen, das Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden, doch hat sich sein langjähriger Leiter, Klaus EILER, eines anderen Themas angenommen. Er geht anhand der Historischen Kommission für Nassau der Institutionalisierung der Landesgeschichte in Hessen nach. Dabei sieht man schon in der Gründungsgeschichte die Probleme der Regionalisierung (S. 256 f.). Nassau, Hessen-Waldeck, Hessen-Darmstadt und Frankfurt/M., vier Kommissionen, aber alle mit dem Ziel, das Scharnier zu bilden zwischen Breiten- und Spitzenforschung. Obwohl diese nicht den Begriff Landesgeschichte in der Satzung tragen, können Sie doch unter diesem Begriff subsumiert werden. Sie sind, zusammen mit den Universitäten und historischen Vereinen Träger der Landesgeschichte (S. 263). Natürlich ist es zu begrüßen, dass in Marburg nun eine Professur für Landesgeschichte eingerichtet werden soll, auch wenn die Schwerpunktbildung Zeitgeschichte eben nur in Grenzen grenzenlos funktionieren kann. Es bleiben aber noch Fragen offen. Welche Rolle nimmt dann das Landesamt

für geschichtliche Landeskunde ein, da wird doch schon sehr gut zur hessischen Geschichte gearbeitet? Welche Rolle nehmen die vier Kommissionen ein und welche Rolle darf oder kann der Kärner an der Basis noch leisten? Die Geschichtsvereine? »Es besteht also weiter Handlungsbedarf für eine grundlegende Neustrukturierung und -orientierung der hessischen Landesgeschichte«. Diesem Schlusssatz von Klaus EILER (S. 265) kann ich nur zustimmen.

Neukirchen

Dirk Richhardt

C. Themen

Architektur-, Kunst-, Musik- und Kulturgeschichte

Horst ZIMMERMANN: Der vergessene Hans. Kapellmeister, Komponist und Bauschreiber zu Cassel: Johann Heugel (ca. 1510–1585), Berlin: Pro Business 2015, 120 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-86460-320-4, EUR 18,90

Johann Heugel (um 1510–1585) ist eine bemerkenswerte Musikerpersönlichkeit des 16. Jahrhunderts: Über seine Bedeutung für Kassel hinaus, wo er seit Mitte der 1530er-Jahre erst als Trompeter, dann als Hofkapellmeister tätig war, bieten sein umfangreiches, ungewöhnlich gut dokumentiertes musikalisches Schaffen und seine Biographie reiche Einblicke in das Musikleben der Reformationszeit. Die von ihm selbst notierten zwölf Stimmbuchsätze, die neben anderem ca. 490 eigene Kompositionen enthalten, zogen bereits einiges Forschungsinteresse auf sich, aber gleichwohl findet der Komponist in Überblicksdarstellungen zur Musik des 16. Jahrhunderts bestenfalls am Rande Erwähnung. Dass der aus Kassel stammende und in Berlin als Chorleiter und Klavierpädagoge tätige Horst ZIMMERMANN den Komponisten nun zum Gegenstand einer »unterhaltsame[n] Erzählung mit wissenschaftlichem Fundament« (so der Umschlagtext) gemacht hat, erscheint insofern durchaus angemessen. In 24 teils sehr knappen Stationen werden das Leben und Wirken Heugels ebenso geschildert wie die historischen Rahmenbedingungen der Reformationszeit aus Kasseler Perspektive und die Verhältnisse der Hofmusik skizziert. Gekleidet in fiktive Episoden werden Stationen des Lebens und Schaffens Heugels erzählt und mit der lockeren Vermittlung terminologischer und allgemein musikhistorischer Grundlagen verbunden. Vielfach wurden neben der Forschungsliteratur auch die Originalquellen herangezogen. Die reiche Bebilderung garantiert dabei hohe Anschaulichkeit. Hier wie auch in dem recht umfangreichen Anmerkungsapparat wird deutlich, wie sorgfältig der Autor recherchiert hat und um klare Trennung von Fiktion und Faktenbasis bemüht ist. Allerdings ist das Resultat insgesamt doch eher zwiespältig, da das Buch zwischen den Genres changiert, wo eine klare Entscheidung wünschenswert gewesen wäre. Immer wieder erfolgt in den Anmerkungen eine kritische Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand, die bei aller Schlüssigkeit einen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, der die Erzählungen konterkariert. Ähnliches gilt für die im Anhang wiedergegebene Trauermotette auf den Tod des Landgrafen Philipp, die einerseits die willkommene Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit einer Komposition Heugels bietet (in Verbindung mit einer Tonaufnahme bei Youtube, auf die verwiesen wird), andererseits aber einen »kritischen Bericht« enthält, der Wissenschaftlichkeit suggeriert,

im Detail aber von fachterminologischen Ungenauigkeiten wimmelt. So entsteht statt einer gelungenen Synthese eher ein Nebeneinander nicht konsequent umgesetzter Ansprüche.

Mainz

Klaus Pietschmann

Susanne LIESSEGANG: NaturBilder. Der Maler Otto Ubbelohde. Ausstellung im Oberhessischen Museum Gießen 2017, hrsg. vom Kulturamt/Kunsthalle Gießen, Redaktion und Konzeption Ludwig RINN und Susanne LIESSEGANG, Gießen: Kulturamt Gießen 2017, 24 S., Farbabb., ISBN 978-3-930 489-63-3, EUR 8,00

Wegen seiner Federzeichnungen zu Büchern und vor allem als Jugendstil-Illustrator von Grimms Märchen ist Otto Ubbelohde (1867–1922) weit über Hessen hinaus bekannt und unvergessen. Weniger verankert im Bewusstsein des kunstinteressierten Publikums ist er noch immer als Maler. Anlässlich seines 150. Geburtstags konzentrierte sich eine Ausstellung im Oberhessischen Museum Gießen (23.2.–23.4.2017) auf Ubbelohdes Malerei, insbesondere sein Schaffen als Landschaftsmaler. Das hierzu in einer Auflagenhöhe von 500 Exemplaren erschienene schmale, aber instruktive Begleitheft sollte nicht unbeachtet bleiben. Es bietet allen, die sich mit Ubbelohde auch als Maler befassen wollen, eine erste kompakte Orientierung.

Im Vorwort wird auf Ubbelohdes großformatiges Werk »Oberhessische Landschaft«, um 1900, Bezug genommen, das als einziges Gemälde in seiner ersten Einzelausstellung (1913) gezeigt wurde. Es habe »unterschiedliche Deutungen gefunden, allein schon sein Motiv« sei »abweichend bestimmt worden«. Daher stehe dieses Bild »symptomatisch für die nach wie vor offene Position der Malerei und Kunst Ubbelohdes«. Das Vorwort begnügt sich nicht mit dieser Feststellung, sondern gibt einen ersten Hinweis zur Einordnung seiner Malerei: Die »regionale Anbindung des Malers im oberen Lahntal« – seiner Heimat – sei auf »NaturBilder« (so der Ausstellungstitel) »gerichtet«. Diese seien in »ihrer ausgeprägten formalen und farblichen Ordnung ... Ausdruck der Stilbewegung um 1900«, wobei auf »einen übergreifenden, der Reformbewegung der Zeit verpflichteten Lebensstil« abgestellt wird, »der von einem erneuerten Naturverständnis getragen« sei.

Die Publikation umfasst zwölf Farbabbildungen von ausgestellten Landschaftsbildern. Der Bildteil bietet den Anknüpfungspunkt für die dreiseitige Einführung »Von der Landschaft zur Naturwahrnehmung. Eine erste Annäherung an Ubbelohdes Malerei«, verfasst von Susanne LIESSEGANG (Gießener Kunstverein 1912 e.V., Vorstand). Eingangs wird Schrifttum aufgelistet, das mit der »Verankerung des Werks in der persönlichen Lebensgeschichte und dem historischen und kunsthistorischen Umfeld Grundlegendes geleistet« habe. In diesem Zusammenhang sollte – was im Text unterblieben ist – auch die Dissertation von André GLIECH-MANECKE (Otto Ubbelohde als Maler, Marburg, 1982) genannt werden. Sie hat den Charakter eines wissenschaftlichen »Grundsteins«, denn sie thematisiert u. a. die Bedeutung von Landschaft und Natur für Ubbelohdes Malerei, seine Landschaftsvorstellung und Aneignung der Natur vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Malerei einschließlich seiner persönlichen Haltung zur Natur (exemplarisch Seite 54: »die Ansiedlung Ubbelohdes im Lahntal« wird »im Bedürfnis nach einer ... intakten landschaftlichen Umgebung« und der »Begegnung mit einer unverfälschten Natur« gesehen).

Die Einführung betont Ubbelohdes Bestreben, »der um 1900 vorherrschenden Idee« zu folgen, »Kunst und Leben als Einheit aufzufassen«. Dazu gehörte auch die Sorge für den

Lebensunterhalt durch Ausführung ungeliebter Auftragsarbeiten. Um »wie ein Vogel ... aus einer Gefangenschaft« zu entweichen (Zitat Ubbelohde), habe der Künstler versucht, »im Medium der Malerei Natur als den eigentlichen Lebensbezug des Menschen zu erkunden«. Dies verleihe »der Malerei den besonderen Stellenwert im Gesamtwerk«. Für Ubbelohde sei nicht das Gegenständliche, sondern »die Aneignung des Gegenstandes durch die Malerei die eigentliche ... interessierende Frage« gewesen. Die o. a. »Oberhessische Landschaft« wird exemplarisch als »heroische Landschaft«, anknüpfend an die aus dem 18. Jahrhundert überkommene Bildstruktur, analysiert. Die Kulturlandschaft sei »von einer eigenmächtigen Natur überlagert«. Ubbelohde habe damit die »Bildformel des Erhabenen« in »die Mittelgebirgslandschaft Hessens übertragen, in der die sich breit entfaltende Weite die Dimension der Höhe« ersetze. Der Maler habe »im Unspektakulären der hessischen Landschaft einen Resonanzraum seiner Seele und seines Geistes« gefunden. Der Landschaftsraum bei Ubbelohde wird als »energie-durchdrungener Naturraum« gedeutet, mit einer »Gestimmtheit, die wie ein Geheimnis über der Landschaft« liege, aber nicht »zur Eindeutigkeit« ausreife. Damit bietet das Katalogheft einen interessanten Deutungsansatz als »erste Annäherung« an Ubbelohdes Malerei.

Es erscheint misslich, dass die Publikation keine Seitenzahlen aufweist. Der Leser muss die Seiten selbst zählen, um die im Text (z. B. »Abb. S. 8«) in Bezug genommenen Abbildungen zu finden und den entsprechenden Seiten zuzuordnen. Dieser Wermutstropfen sollte aber den insgesamt positiven Eindruck des Begleithefts nicht wesentlich schmälern. Dies gilt umso mehr, weil das enthaltene Bildmaterial den Betrachter in die Lage versetzt, auch künftig hin und wieder einen – vielleicht meditativen – Blick auf die oberhessische Landschaft zu werfen, wie sie sich aus Ubbelohdes künstlerischer Hand darbietet.

Idstein

Rüdiger Meixner

Biografien, Familien, Genealogie

Alex J. KAY: The Making of an SS Killer. The Life of Colonel Alfred Filbert, 1905–1990, Cambridge: Cambridge University Press 2016, XVII u. 241 S., 25 Abb., ISBN 978-1-316-60142-6, EUR 16,50

Die Marburger Bibliothekarin Ingeborg SCHNACK (1896–1997), die von Ende der 1930er-Jahre an mehrere Bände mit »Lebensbildern aus Kurhessen und Waldeck 1830–1930« herausgeben durfte, pries seinerzeit »die über Reich und Volk hinausgehende vielfältige Leistung der Hessen in fremden Erdteilen«. Sie bezog sich zudem auf das »schicksalvoll[e] Kapitel: ›Deutsche unter fremden Fahnen« (Ingeborg SCHNACK (Hg.): Lebensbilder aus Kurhessen und Waldeck 1830–1930, Bd. 2, Marburg 1940, S. VI). Unter den ehrgeizigen und fanatischen Nationalsozialisten, die sich solche ganz dem Zeitgeist verhafteten Gedankengänge zu Eigen gemacht haben könnten, gehörte der aus Darmstadt gebürtige Alfred Filbert (1905–1990). Ihm hat der in Berlin lebende Alex KAY eine Lebensbeschreibung gewidmet, die auf anschauliche Weise einen auf zahlreiche Quellen gestützten (S. 4 ff.) Beitrag zur Biografie dieses nationalsozialistischen Täters leistet.

Alfred Filbert kam als Sohn eines Darmstädter Unteroffiziers zur Welt. Die ersten Jahre seines Lebens verbrachte er in der Kaserne des traditionsreichen 1. Großherzoglich Hessischen

Leibgarde-Infanterie-Regiments. Von 1911 an wuchs er im rheinhessischen Worms auf – jahrelang ohne seinen Vater, der als Hauptmann und Kompanieführer am Weltkrieg teilnahm. Alfred Filberts Mitschüler gehörten teils der großen Wormser Jüdischen Gemeinde an, und 1960 erinnerte er sich: »Ich war oftmals in meiner Tanzstundenzeit bei jüdischen Familien eingeladen [...]« (S. 135, Anm. 22). 1922 schloss er die Oberrealschule mit der Mittleren Reife ab, ehe er eine Banklehre in Mannheim begann. Wegen der Sperrung der Rheinbrücken durch die französischen Besatzungstruppen setzte er seine Lehre 1923 bei einer Bank in Worms fort. Filbert fand keine Anstellung und folgte 1925 dem Rat, seine Schulbildung zu verbessern. Er besuchte eine Mainzer Privatschule und legte im März 1927 das Abitur an der dortigen damaligen Oberrealschule (heute Gutenberg-Gymnasium) als Externer ab. Filberts Vater schickte ihn daraufhin zum Jura-Studium an die Gießener Hessische Landesuniversität. Nur das Sommersemester 1929 verbrachte Filbert andernorts, in Heidelberg, der Heimatstadt seiner Mutter. Später gab er an, er habe zwischen 1927 und 1933 auch in Marburg studiert; eingeschrieben war er hier nicht, doch möglicherweise hörte er gewisse rechtswissenschaftliche Vorlesungen der Philipps-Universität, die seinerzeit von einer großen Zahl rechtsradikaler Studenten besucht wurde. Gleich zu Beginn seiner Studienzeit trat Filbert der schlagenden Burschenschaft Alemannia bei. Seit dieser Zeit war er also Teil eines antisemitischen studentischen Milieus. Dass er nach drei gescheiterten Anläufen zum juristischen Examen 1933 eine Sondergenehmigung für einen – nun gelungenen – vierten Versuch erhielt, verdankte Filbert der Begründung, er habe seine Zeit und Kraft für die Hitler-Bewegung eingesetzt (S. 14 f.).

Alfred Filbert trat im Sommer 1932 in Worms zuerst in die SS, dann in die NSDAP ein. Seine Leistungen in der sogenannten »Kampfzeit« der Hitler-Bewegung bestanden in Gewaltaktionen, mit denen das sich etablierende Regime seine Gegner terrorisierte. Sie trugen jedenfalls zu seinem kometenhaften Aufstieg seit März 1935 bei, als Filbert, wenige Tage nachdem er aufgrund einer 20-seitigen Dissertation promoviert worden war, in die Berliner Zentrale des Sicherheitsdienstes (SD) der SS wechselte.

In Reinhard Heydrichs expandierendem SD-Hauptamt erwartete ihn ein verantwortungsvoller Posten: Durch Förderung seiner nahezu gleichaltrigen, aus Darmstadt beziehungsweise aus Homberg-Holzhausen stammenden Vorgesetzten Werner Best (1903–1989) und Heinz Jost (1904–1964) brachte Filbert es rasch zum Leiter der Inlandsnachrichtenabteilung; im Januar 1939 war er SS-Obersturmbannführer und bei seiner Designierung zum Chef des Einsatzkommandos 9 der Einsatzgruppe B in der zu erobernden Sowjetunion sogar Gruppenleiter im Reichssicherheits-Hauptamt (RSHA).

Der Schwerpunkt der Biografie liegt auf Filberts Tätigkeit als Massenmörder in der besetzten Sowjetunion in der zweiten Jahreshälfte 1941. In Lida ermordete sein Kommando am 5. Juli 1941 300 jüdische Männer, ab Ende des Monats wurden auch Frauen und Kinder – zuerst in Wilejka – wahllos in die Massenerschießungen einbezogen. Dem schlossen sich in rascher Aufeinanderfolge weitere Mordaktionen an, die KAY auflistet (S. 72–74).

Alfred Filberts Eifer im »Feldzug gegen die sowjetischen Juden« (S. 75) erklärt der Verfasser mit dessen Zugehörigkeit zur Kriegsjugendgeneration, die sich der »Sachlichkeit« verschrieben habe (S. 17–20). Entscheidend sei jedoch das Schicksal des älteren Bruders Otto (1904–1944/45) gewesen. Dieser war 1926 in die USA ausgewandert. Auf Drängen seiner Eltern kam er 1938 wieder nach Deutschland, musste aber feststellen, dass er es dort nicht aushielt. Doch wurde ihm die Rückkehr 1939 verwehrt. Nach dem gescheiterten Anschlag

Georg Elzers auf Hitler äußerte Otto Filbert einem Kollegen gegenüber, es sei »schade, daß der Lump nicht ums Leben gekommen ist« (S. 148, Anm. 20). Er wurde denunziert und zu einer vierjährigen Gefängnisstrafe verurteilt, die er in Dessau absitzen musste. Der jüngere Bruder besuchte ihn dort mehrmals. Der Vater, der 1933 in die NSDAP eingetreten war, hatte sich aber geweigert, die Verteidigung seines Ältesten finanziell zu unterstützen.

Im Dezember 1943 wurde Otto als »Politischer« in das KZ Buchenwald eingeliefert. Am 28. November 1944 erhielt seine Frau Wilhelmina die letzte Nachricht von ihm. Er war der Brigade Dirlewanger zugewiesen worden, die aus ehemaligen Häftlingen der KZs bestand. Die Einheit wurde an die Front in Ungarn verlegt, viele konnten desertieren. Ob Otto unter ihnen war oder ob er dem brutalen internen Regime zum Opfer fiel, ließ sich später nicht mehr feststellen. Otto Filbert wurde 1951 in der Bundesrepublik für tot erklärt.

Alfred Filberts Karriere war seit 1939 ins Stocken geraten, weitere Beförderungen gab es nicht mehr. Nach seiner Rückkehr vom Einsatz beim Judenmord wurde gegen ihn wegen Unterschlagung und Bestechlichkeit ermittelt. Zwei Jahre war er vom Dienst suspendiert, ehe es zur Einstellung seines Disziplinarverfahrens kam und er im RSHA mit einem neuen verantwortungsvollen Posten betraut wurde.

Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus lebte Alfred Filbert unter dem Falschnamen Dr. Selbert in Niedersachsen. Erst 1959 wurde er in Berlin verhaftet und dort Mitte 1962 mit anderen Angehörigen des Einsatzkommandos 9 zu lebenslanger Haft verurteilt. 1975 erfolgte die vorzeitige Entlassung aus gesundheitlichen Gründen. Noch einmal trat er danach ins Licht der Öffentlichkeit: Thomas Harlan, ein Sohn Veit Harlans, gewann Filbert für einen teils dokumentarisch, teils fiktional angelegten Film: »Wundkanal«. Hier gefällt sich der vom Regisseur und seinem Team hofierte und mit einem beachtlichen DM-Betrag honorierte Filbert in der ihm zugeschriebenen Rolle als Selbstdarsteller (S. 110–121).

Alex KAYS Studie folgt dem chronologischen Verlauf von Filberts Geburt bis zu seinem Tod 1990. Es wurden Quellen und Literatur in mehreren Sprachen herangezogen. Die informativen Fotos sind gut ausgewählt, ein abschließender Index hilft bei der schnellen Orientierung. Die inhaltlichen Stärken der Biografie liegen in der Beleuchtung der familiären Beziehungen, die für Alfred Filberts Handeln unter den Bedingungen eines zum Genozid entschlossenen Herrschaftssystems ausschlaggebend waren. Sie bietet alles in allem aufschlussreiche Einsichten in die Faktoren, die einen eher mittelmäßig begabten, wenig verhaltensauffälligen und insofern normalen – doch gleichwohl karrierebewussten – Akademiker in den Reihen der SS zu einem der skrupellosesten Judenmörder in Himmlers Diensten werden ließ. Für Tausende jüdische Todesopfer von Lida, Wilejka und zahllosen anderen Orten im sowjetisch besetzten Nordosten Polens, in Litauen und in Weißrussland war der Tod in der Person des Anführers des Einsatzkommandos 9 der Einsatzgruppe B ein Meister aus Hessen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Karl-Heinz GIMBEL: Die Marburger Oberbürgermeister im 19. und 20. Jahrhundert, Wetter (Hessen): Verlag Schröder 2016, 186 S., s/w-Abb., Kt., Tab., ISBN 978-3-9805907-9-2, EUR 16,00

Karl-Heinz GIMBEL betrachtet in seiner an ein breites Publikum gerichteten Darstellung über die Marburger Oberbürgermeister deren jeweilige Amtszeiten zwischen 1835 und

1992. Dabei werden die Kurzbiografien mit unterschiedlich umfangreichen Aussagen zur allgemeinen Entwicklung verbunden, etwa mit Bemerkungen zur Sozialgeschichte um die vorletzte Jahrhundertwende (S. 58–61). Die Kapitelaufteilung folgt im Allgemeinen den Namen der Amtsträger; die Kapitel sind in weitere kleine Abschnitte untergliedert, die unter fett hervorgehobenen, thesenartigen Zwischentiteln stehen.

Ein gutes Drittel der Darstellung gilt der postnationalsozialistischen Zeit und der Entwicklung in der Bonner Republik. In den frühen Nachkriegsmonaten wechselten die von den Besatzern ernannten Rathauschefs rasch, die Lokalpolitik erlebte unruhige Zeiten und eine schwierige Entnazifizierung. Der aus Breslau nach Marburg gekommene, erste frei gewählte Oberbürgermeister der Nachkriegsjahre Karl Theodor Bleek (1898–1969) verdankte seine Chance dem Umstand, dass er seine Mitgliedschaft in der NSDAP verschwieg (S. 147f.). 1951 ging er als Staatssekretär nach Bonn. Es folgten die langen Amtszeiten der beiden SPD-Politiker Georg Gaßmann, der bis 1970, und Hanno Drechsler, der von 1970 bis 1992 amtierte. Ihre unvoreingenommene Würdigung fällt GIMBEL nicht leicht, da er als Stadtverordneter und Kreistagsabgeordneter selbst kommunalpolitisch aktiv war – und zwar »für eine bürgerliche Liste«, wie es in der Autoreninfo heißt (S. 186). An Gaßmann, der bis 1945 politischer Verfolgung ausgesetzt war, bemängelt der Verfasser, er sei nachtragend gewesen und habe ehemaligen Nazis nicht vergeben können.

Der Informationswert der Schrift ist begrenzt, denn die vorhandene Literatur findet durch den Autor nur sporadisch Berücksichtigung. Er wird zudem von einem nachlässigen Umgang mit Namen, Funktionen und Daten nicht unerheblich beeinträchtigt. Der Anführer der Antisemitenbewegung im Marburger Land Dr. Otto Böckel erscheint hier stets als Dr. Böckler (S. 100, 107, 137). Der für Kurhessen zuständige NSDAP-Gauleiter hieß nicht Hans, sondern Karl Weinrich (S. 91, 99). Ernst v. Hülsen war nicht »Universitäts-Prokurator« (S. 81), sondern Kurator (Verwaltungschef) der Philipps-Universität. Verwirrend sind abweichende Angaben zum Beginn der Tätigkeit von Walter Voß in Marburg (S. 90f.). Das Israelitische Schüler- und Lehrlingsheim nennt der Verfasser »Schüler- und Lehrerheim« (S. 107). Auf Seite 114 bleibt unklar, ob von SS oder SA die Rede ist. Die letzte Deportation von Juden aus Marburg fand nicht am 30. Mai 1942 (S. 121), sondern vor 75 Jahren am 6. September statt. Arg pauschal ist die Äußerung, dass »im Verlauf des Krieges [...] alle Gesetze außer Kraft gesetzt waren« (S. 103).

Im Fall des nationalsozialistischen Oberbürgermeisters Dr. Ernst Scheller, NSDAP-Mitglied seit 1931, ist der Verfasser bemüht, dem Leser zu suggerieren, er sei kein wirklich treuer Anhänger Hitlers gewesen (S. 115). Dem 1934 zum Stadtoberhaupt berufenen Journalisten und Chefredakteur der Oberhessischen Zeitung würdigte das Blatt selbst mit einem ausführlichen Porträt (Nr. 95 vom 24.4.1934): »Wenn der ›Oberhesse‹ eine jener wenigen ›bürgerlichen‹ Zeitungen war, die bei der Machtübernahme der NSDAP. keinen plötzlichen Bruch ihrer politischen Haltung vorzutauschen brauchte, und wenn daher heute die ›Oberh. Zeitung‹ als das Organ des neuen Staates gewertet wird, so dankt sie das zweifellos der Arbeit Dr. Schellers.« Und tatsächlich war er ein ganz und gar aktivistischer Nationalsozialist, im Frühjahr 1932 Amtsleiter der NSDAP für Kommunalpolitik im Kreis Marburg, Kreiskulturwart, Betriebszellenobmann der NS-Betriebszellenorganisation. »In der SA. ist er Führer des Pioniersturms, den er eigentlich gegründet hat, und Pionierreferent bei der Brigade.« Seit Frühjahr 1933 war er zugleich 1. Vorsitzender des gleichgeschal-

teten kurhessischen Presseverbands. Dr. Scheller, der aufgrund einer Arbeit über Bismarcks Russlandpolitik promoviert worden war, starb Anfang 1942 bei der Eroberung der Krim für Hitlers Imperium.

GIMBEL kommt fast ohne jegliche Belege und Nachweise aus. Gerne hätte man etwas mehr über den Nachruf erfahren, den die rechte Lokalzeitung 1927 nach dem Tod des Marburger Bankiers Carl Strauß (1872–1926) veröffentlichte (S. 100), der sich im Frühjahr 1924 nach Frankfurt abgemeldet hatte.

Der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf »von bestimmten Beurteilern«, die Marburger Bürgerschaft sei schon vor 1930 »rechtsreaktionär« eingestellt gewesen (S. 92). Für die Einschätzung des politischen Klimas in der Stadt bedeutsame Ereignisse bleiben aber unerwähnt, so die Beteiligung Marburger Studenten an der Ermordung von 15 Arbeitern bei Mechterstädt in Thüringen Ende März 1920 oder der im Frühjahr 1924 von in Marburg wohlgelittenen rechtsradikalen Nationalisten abgehaltene Deutsche Tag, zu dem Erich Ludendorff geladen war. Die militaristischen Traditionen scheinen bei GIMBEL nur insoweit auf, als die SA-Standarte, die sich auf das 1919 aufgelöste 11. Jäger-Bataillon berief, als Förderer eines beliebten »Musikzugs« gelobt wird, der seine »Marschmusik [...] perfekt eingeübt« hatte (S. 95). An welch unsäglichen Auftritten die Nazi-Musikanten teilzunehmen pflegten – darunter ein durch die Straßen Marburgs führender Pranger-Umzug mit dem jüdischen Mediziner Jakob Spier im August 1933 –, erfährt der Leser nicht.

Völlig abwegig ist die Behauptung, die NSDAP habe bei der Reichstagswahl 1930 in Marburg nur 5,5 Prozent der Stimmen erzielt (S. 92). Dieses Ergebnis bezieht sich auf die Wahl von 1928, als die NSDAP im Reichsdurchschnitt mit 2,6 Prozent eine Splitterpartei geblieben war. Am 17. September 1930 eroberte die Nazi-Partei in Marburg die relative Mehrheit und erzielte mit rund 29 Prozent – auf Kosten der konservativen Volksparteien DVP und DNVP – doppelt so viele Stimmen wie die zweitstärkste Partei (SPD); im Reichsdurchschnitt wählten die NSDAP damals 18,3 Prozent der Wahlberechtigten. Nach Hitlers Machtübernahme jagten dann im März 1933 Nazifunktionäre den an der Spitze der Stadtregierung stehenden Demokraten und Republikaner Johannes Müller (1880–1964) aus dem Amt.

Wenn Marburgs engagierter Lokalhistoriker Hermann Bauer (1897–1986) 1946 lancierte, Schellers Nachfolger Walter Voß habe sich beim Machtwechsel 1945 um die Rettung Marburgs vor Kriegsschäden verdient gemacht, so erweist sich dies – wie GIMBEL zeigen kann – aufgrund der Aktenlage als Märchen (S. 126–128). Mutiger Widerstand gegen Befehle der untergehenden Nazidiktatur war am Tag der Besetzung der Stadt durch die Amerikaner nicht nötig, denn Kreisleiter Hans Krawielitzki (1900–1992) hatte mit seinen Leuten schon am Tag zuvor die Flucht ergriffen. Und selbstverständlich war die Stadt dadurch am 27. März 1945 nicht »nazifrei« geworden (S. 128) – es blieben ungezählte Hitlergetreue zurück. Wenige Seiten später heißt es ja auch, 400 bis 500 von ihnen seien am Kregel interniert und dann zu Aufräumarbeiten verpflichtet worden – und viele von ihnen hätten sich schon bald darum zu drücken versucht (S. 134).

Die von nur wenigen Marburgern gewünschte dauerhafte Rückkehr der Juden unterblieb. Die Stadt beherbergte aber über mehrere Jahre Hunderte von Juden aus Osteuropa. »Sie wurden als ›Polen‹ geführt und nicht gleichgesetzt mit den [bevorzugten] deutschen Juden«, schreibt GIMBEL und fügt wenig einfühlsam hinzu: »Es dauerte geraume Zeit, bis dieses Sonderproblem sich auflöste« (S. 146, siehe auch S. 139 f.) Die meisten wollten Mar-

burg so schnell wie möglich hinter sich lassen, um in Amerika oder Palästina bzw. Israel eine neue Heimat zu finden.

Einige Namen unterliegen der Anonymisierung, unter ihnen der Textilkaufmann Johannes Bersch (1874–1955); 1946 als Mitläufer entnazifiziert, hatte er eine Geldstrafe von 2.000 Reichsmark aufzubringen (S. 154, 166). Die Fotos, Stadtpläne, Karten und Tabellen lockern den flüssig geschriebenen Text auf; sie spiegeln allerdings vor allem die allgemeine Stadtentwicklung wider. Als störend erweisen sich zahlreiche sprachliche Unzulänglichkeiten. Offenbar wurde dieses Buch ohne Lektorat gedruckt.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Bernd FECHNER und York-Egbert KÖNIG: Paul Westheim. Kunstkritiker – Publizist – Sammler (Jüdische Miniaturen 172), Berlin: Hentrich & Hentrich, 2017, 126 S., Ill., ISBN 978-3-95565-095-7, EUR 12,90

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod legen Bernd FECHNER und York-Egbert KÖNIG mit ihrem kleinen Bändchen die erste Lebensbeschreibung des bedeutenden Journalisten und Kunstschriftstellers Paul Westheim vor. Seine Wiege stand im nordhessischen Eschwege, wo er 1886 geboren wurde. Sein Großvater war der Lehrer Bermann Westheim, dessen Schule in Abterode einen weit über die Region hinausreichenden hervorragenden Ruf genoss. Wie sein Vater sollte Paul eigentlich Kaufmann werden. Und so wurde er 1901 zur Ausbildung nach Darmstadt geschickt. Dort hatte der damals 15-jährige das Schlüsselerelebnis, das seinem Leben eine ganz andere Richtung gab. In der großherzoglich hessischen Haupt- und Residenzstadt öffnete damals gerade die große Ausstellung der Künstlerkolonie ihre Pforten. Begeistert von dem neuen Anspruch, der in der Verschmelzung von Kunst und Leben lag, begann er mit dem Schreiben. Rasch stieg der Autodidakt Paul Westheim in die erste Reihe der Kunstkritiker und Kunstschriftsteller in Deutschland auf. Als Publizist entfaltete Westheim eine enorme Produktivität, in geradezu idealtypischer Weise verkörperte er den soziologisch neuen Typus des Freiberuflers und Multiplikators. Seine 1917 in Berlin gegründete Zeitschrift »Das Kunstblatt« entwickelte sich zur tonangebenden Publikumszeitschrift zur Kultur in der Zeit der Weimarer Republik.

Unter Verwendung zahlreicher Originaltexte – viele hier erstmals veröffentlicht – zeichnen die Autoren den Weg Paul Westheims zu einer der zentralen Figuren im Kunstleben von Weimar anschaulich nach, sie schildern seine vielfältigen Aktivitäten und Projekte, die Freundschaften mit Wilhelm Lehmbruck und Oskar Kokoschka, seine von den Nazis erzwungene Emigration, zuerst nach Paris und anschließend, mit viel Glück, nach Mexiko, wo Westheim in der Erforschung der Kunst der indigenen Völker eine neue Lebensaufgabe fand. Nach einer knappen Darstellung des zermürbenden Kampfes mit den bundesdeutschen Behörden um eine Wiedergutmachung des durch die Nazis erlittenen Unrechts und des Schicksals seiner Kunstsammlung folgt eine ausführliche Schilderung der Vortragsreise nach Berlin 1963, auf der Paul Westheim unerwartet starb.

Das Buch ist in erste Linie biografisch angelegt, eine tiefergehende Behandlung kunsthistorischer oder medienwissenschaftlicher Themenstellungen, von Fragen der Exilforschung, der Interdependenz von Kunsthandel, Publizistik und musealem Ausstellungsbetrieb ließ die Konzeption der Reihe nicht zu. Aber auch so leistet das Buch einen wichtigen

Beitrag zur Westheim-Forschung. Es trägt dazu bei, eine große Persönlichkeit des Kunstlebens der Weimarer Republik, die im heutigen Deutschland nahezu vergessen und die völlig zu Unrecht durch das Raster der Erinnerungskultur gefallen ist, zu würdigen und wieder ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Frankenberg

Horst Hecker

Birgit LAHANN: Hochhuth – der Störenfried, Bonn: Dietz Verlag 2016, 384 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-8012-0470-9, EUR 29,90

In seiner Studie über Eschwege und die Zeit des Nationalsozialismus beschreibt der Kasseler Historiker Winfried SPEITKAMP, wie das NS-Regime und seine Ideologie in der Kleinstadt Fuß fassen konnten, wie sich die Einwohner verhielten und was Verwaltung und Bürgermeister dazu beitrugen, wie sich Kommunalpolitik und öffentliche Aufgaben, Schule und Kirche, Vereinswesen und Feste, Alltag und Kommunikation veränderten und wie man nach 1945 mit den Belastungen der Vergangenheit umging. Das Vertuschen, Verdrängen, das sich selbst zu Opfern stilisieren, das gezielte Vergessen hat viele der in der späten Kriegs- und Nachkriegszeit Heranwachsenden irritiert, abgestoßen und in Ausnahmefällen zu Anklägern und zu gegen alle Widerstände kämpfenden Aufdeckern der Wahrheit gemacht, darunter auch den Spross einer seit Jahrhunderten in der Kleinstadt Eschwege ansässigen Familie. Die Rede ist von dem Dramatiker und Schriftsteller Rolf Hochhuth, für viele ein Vorläufer der gegenwärtig so viel beschriebenen »Wutbürger«, der mit seinem »Stellvertreter« in den frühen 1960er-Jahren das politische Establishment in Aufregung versetzte. Für viele Jugendliche wurde er damals zum Anreger, denen das Verschweigen der Nazi-Vergangenheit, auch der eigenen Eltern, ein Horror war. Damit und mit seiner Aufdeckung der Rolle des früheren Marinerichters Hans Filbinger, des baden-württembergischen Ministerpräsidenten, den er als »furchtbaren Juristen« brandmarkte, trug er mit zur Formierung der »68er« bei. Heute ist Hochhuth, inzwischen 86jährig in Berlin lebend, nur noch selten in den Medien präsent, auch wenn er immer wieder neue Skandale provozierte, etwa bei seiner umstrittenen Stellungnahme zu dem Holocaust-Leugner David Irving. Gerade diese Affäre, die Hochhuths gelegentlich einseitige, manchmal auch wesentliche Fakten nicht berücksichtigende Vorgehensweise zeigt, die dann zu massiven Fehlurteilen führt, hat seinem Ansehen als radikalem Moralisten und Aufklärer sehr geschadet. Daher sind seine unbestreitbaren Verdienste bei der Aufdeckung der Wahrheit, z. B. mit seinem ersten berühmten Drama »Der Stellvertreter«, in dem das Verhalten des Papstes Pius XII. während der NS-Diktatur kritisch beleuchtet wird, nach wie vor in bestimmten Kreisen in Misskredit geraten.

Das sehr lebendig geschriebene und mit Genuss und Spannung zu lesende Buch der Journalistin Birgit LAHANN stellt den Menschen Hochhuth in seiner ganzen Breite und Tiefendimension vor, aber es führt ihn nicht vor. Es kommen zahlreiche Facetten der Biographie zum Vorschein, nicht alle anziehend, aber dennoch interessant und erhellend. Und dass letztlich Sympathie und Bewunderung überwiegen, ist auch der sprachlichen Präzision und der Empathie der Darstellung durch Birgit LAHANN zu verdanken. Anhand der Informationen aus zahlreichen Gesprächen mit dem Autor, seiner ersten Ehefrau (von vieren), deren Mutter ein Opfer der Terrorjustiz der Nazis gewesen war, den Söhnen, dem gesamten Umfeld, den zahllosen Geistesgrößen, mit denen er in Kontakt stand oder die er bekämpfte,

und einem Gespür dafür, wann der Gesprächspartner authentisch und ehrlich ist, illustriert die glänzende Stilistin die Persönlichkeit Hochhuths bis in die persönlichsten, auch intimsten Züge. Es entsteht das Bild eines reizbaren Moralisten, der gelegentlich über das Ziel hinausschießt, aber immer von einem kritischen Ethos getragen ist, auch wenn seine literarischen Produkte nicht alle hochklassig sein mögen. Besonders gewürdigt wird die enorme Belesenheit, sein nach wie vor glänzendes Gedächtnis, das ihm die Wiedergabe langer Lyrik-Zitate aus dem Stand ermöglicht, und vor allem sein Schaffen als Lyriker. Man muss seine Gedichte, darunter die »Libido-Gedichte«, nicht unbedingt mögen, aber die ungebrochene Produktivität und das feine Sensorium für die Schwächen und Makel der Zeit, sind beeindruckend. Ein Buch, das zu lesen nicht nur Freude macht, sondern auch immer wieder Fragen aufwirft, nicht zuletzt an sich selbst, ob man den Mut und die intellektuelle Schärfe besäße, um Fragen so zu thematisieren, wie Hochhuth dies tat und noch tut.

Marburg

Gerhard Aumüller

Nationalsozialismus

Moritz EPPLE, Johannes FRIED, Raphael GROSS und Janus GUDIAN (Hg.): »Politisierung der Wissenschaft«. Jüdische Wissenschaftler und ihre Gegner an der Universität Frankfurt am Main vor und nach 1933 (Schriftenreihe des Frankfurter Universitätsarchivs 5), Göttingen: Wallstein Verlag 2016, 506 S., Ill. ISBN 978-3-8353-1438-2, EUR 39,90

Kaum eine deutsche Stadtgemeinde hat der antijüdische Furor des Naziregimes so sehr mitgenommen wie Frankfurt am Main. Noch Anfang der 1930er-Jahre beteiligten sich jüdische Bürger der Stadt ganz selbstverständlich – und vorbildlich – am Spendenaufruf des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt, um Gelder für die »Deutsche Volksspende für Goethes Geburtsstätte« einzuwerben.

1935, als sich die Zollfahndungsstelle Frankfurt bereits an der behördlichen Beraubung der zur Flucht aus der Heimat Gezwungenen beteiligte, durfte sich ein »Dr. –r« in der nationalsozialistischen »Kurahessischen Landeszeitung« über die Lage der »Juden in der Provinz« Hessen-Nassau auslassen, wo den Volkszählungsergebnissen von 1933 zufolge 46.963 »Bekennnisjuden« lebten (unter 500.000 im gesamten Deutschen Reich). Der Artikelschreiber lamentierte u. a., der Regierungsbezirk Wiesbaden habe unter den größeren Verwaltungseinheiten des Deutschen Reichs (mit Ausnahme von Berlin) »den höchsten Judenanteil von 2,3 Prozent. Das ist hauptsächlich zurückzuführen auf die große Zahl der Juden in Frankfurt a. M., das seinerseits bei 26158 Juden den höchsten Judenanteil (4,7 Prozent) unter allen deutschen Städten überhaupt hat« (Nr. 196 vom 23.8.1935). Angekündigt hatte sich der auf Einwohnerstatistiken gegründete denunziatorische Eifer schon fünf Jahre früher, als das Nazi-Blatt »Hessische Volkswacht«, ein Vorläufer der »Kurahessischen Landeszeitung«, in kruder Manier gegen die »Judenmetropole Frankfurt« hetzte (Nr. 51 vom 10.12.1930).

Die verhängnisvolle Entwicklung wurde von den Beteiligten nur zwei Jahrzehnte zuvor ganz und gar nicht vorhergesehen. Dies verdeutlicht unter anderem die Gründung der Frankfurter Goethe-Universität. Sie entstand im Jahr 1914 als städtische Stiftung von Frankfurter Bürgern, wobei sich Juden finanziell ganz erheblich beteiligten. Ihr Einfluss wirkte

sich dahin aus, die an den deutschen Universitäten gängige Berufungspraxis zu überwinden, so dass das religiöse Moment keine Rolle spielte. Dadurch erhielten jüdische Bewerber, die aufgrund des Antisemitismus und ihrer Religion wegen an deutschen Hochschulen üblicherweise benachteiligt wurden, in Frankfurt eine Chance. Sie trugen maßgeblich dazu bei, dass die Universität Frankfurt in der Weimarer Republik als besonders progressiv und modern galt. Um 1930 war der Anteil jüdischer Professoren an der Frankfurter Universität einer der höchsten im Deutschen Reich. Ihren liberalen Ruf hatte sie nicht zuletzt ihren jüdischen Wissenschaftlern zu verdanken, unter ihnen der Mediziner Paul Ehrlich, der Religionsphilosoph Martin Buber und der innovative Historiker Ernst Kantorowicz; einige sind später auch in Vergessenheit geraten. Als der nationalsozialistische Rassismus an der Universität durchgesetzt wurde und alle der über einhundert jüdischen Hochschullehrer entlassen und vertrieben wurden, verlor die Universität ein Drittel ihrer Lehrenden. Ihr drohte nicht einmal zwei Jahrzehnte nach der Gründung das Aus.

Der Lage jüdischer Wissenschaftler an der Universität Frankfurt vor und nach dem 30. Januar 1933 widmeten das Historische Seminar der Universität und das Fritz-Bauer-Institut im Jahr 2012 eine internationale Tagung zur politischen Wissenschaftskultur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Den Anlass dazu gab das hundertjährige Universitätsjubiläum.

Die Ergebnisse liegen nun in einem 17 deutsch- und englischsprachige Beiträge namhafter Historiker und Philosophen enthaltenden Sammelband vor. Gegliedert ist er in drei einführende Kapitel von Janus GUDIAN, Steven E. ASCHHEIM und Shulamit VOLKOV, den zwölf biografische Artikel umfassenden Hauptteil und zwei unter »Ausblick« zusammengefasste Artikel von Jeffrey HERF und Moshe ZIMMERMANN.

Die Beiträge greifen eine Vielzahl von Biografien und Entwicklungen von der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die Jahre nach 1945 auf. Dabei überwiegt der Aspekt einer – von Karl Löwith (1897–1973) so bezeichneten – »Politisierung der Wissenschaft« (S. 67), wobei verschiedene Fragestellungen bearbeitet werden: Das Verhältnis zwischen politischer Anschauung und dem Wissenschaftsverständnis der Universitätsgelehrten am Frankfurter Beispiel zu einer Zeit, als bekannte völkische, antisemitische ebenso wie bedeutende liberale jüdische Wissenschaftler ihre Fragen und Theorien ausarbeiteten. Die sich daraus ergebende Arbeitsatmosphäre zwischen den Völkischen auf der einen Seite und ihren jüdischen Kollegen auf der anderen Seite. Der Einfluss, der von dieser Beziehung in räumlicher Nähe auf das gesellschaftspolitische Innovationspotenzial ausging. Und wie konnte gerade die in Frankfurt betriebene Wissenschaft so stark nach außen, in die Gesellschaft hinein wirken?

Eine übergreifende Gemeinsamkeit war, dass Vertreter beider Seiten das politische Leben der Weimarer Republik mit Hilfe der Wissenschaft reformieren wollten und auf dieser Basis politische Handlungsvorschläge und -anweisungen formulierten. Dafür steht der Arzt, Soziologe und Nationalökonom Franz Oppenheimer (*1864), den Hitlers Machtübernahme einer Odyssee aussetzte, die ihn bis nach Japan und China führte, ehe er 1943 in Los Angeles starb. An ihn erinnert der Grazer Ökonom Heinz D. KURZ. Mit seiner wissenschaftlichen Arbeit wollte Oppenheimer zur Lösung der sozialen Fragen vorstoßen, ja die »Erlösung« der Menschheit von irdischen Übeln erreichen. Die praktische Umsetzung seiner Vorstellungen verfolgte er 1911 mit einer (kurzlebigen) Siedlungsgenossenschaft bei Nazareth in Palästina und in der Weimarer Republik als Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde der Philosophi-

schen Akademie und engagierter Förderer ihrer Reformprojekte. Während die Völkischen Gesellschaftsmodelle ersannen, die auf eine homogenisierte Bevölkerung zielten, indem sie Nicht-Zugehörige ausgrenzten, sprachen sich die mehrheitlich liberal denkenden jüdischen Deutschen unter den Universitätsgelehrten für eine heterogene Gesellschaft aus.

Der Band, der ein bisher kaum erforschtes Thema der Universitätsgeschichte aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, wird dankenswerterweise durch ein Personenregister erschlossen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Harald MAIER-METZ: Entlassungsgrund: Pazifismus. Albrecht Götze, der Fall Gumbel und die Marburger Universität 1930–1946 (Academia Marburgensis 13), Münster: Waxmann 2015, 248 S., 19 Abb., Broschur, ISBN 978-3-8309-3193-5, EUR 38,00

Fangen wir mit dem Dokumentenanhang an, der lediglich aus einem einzigen faksimilierten Brief in Schreibmaschine (!) besteht: Albrecht Götze reagierte im Februar 1946 auf das Angebot seiner ehemaligen Universität Marburg, am Neuaufbau des Lehrkörpers mitzuwirken. Er lehnte ab, denn das, was ihm 1933 geschehen war, konnte nicht rückgängig gemacht werden. Und die seitdem vergangenen 13 Jahre waren nicht einfach wegzuwischen. Es sind Zeilen der Erkenntnis, dass er sich mit der erzwungenen Emigration 1933 doch von dem Volk gelöst hatte, »in das er geboren worden war«, und in die Gemeinschaft eines neuen Volkes Aufnahme gefunden hatte. Es gab für Götze wie für so viele der vertriebenen und außer Landes gedrängten Intelligenz kein Zurück mehr. Er zeigte sich jedoch durchaus bereit, als Gastprofessor an seine alte Wirkungsstätte zurückzukehren.

Der 1930 nach Marburg berufene Professor für Semitische Sprachen und Orientalische Geschichte Albrecht Götze war 1933 von den Nationalsozialisten von der Universität ausgeschlossen worden. Im Hochschulleben war Götze Außenseiter gewesen, fand er doch keinen Zugang zu den akademischen Zirkeln und offenbarte eine für seinen Stand außergewöhnliche pazifistische Einstellung. Dabei hatte doch auch der Pazifismus im Lehrkörper der Universität Marburg ein Vorbild, das gleichermaßen unter das Verdikt der Oberen fiel: So wurde im Ersten Weltkrieg der liberale Völkerrechtler Walther Schücking als pazifistischer Außenseiter durch ein Publikations- und Auslandsreiseverbot, gar einem Verbot der Korrespondenz mit ausländischen Gelehrten zeitweilig mundtot gemacht.

Götze profilierte sich, lehnte die Teilnahme an der universitären Reichsgründungsfeier 1931 ab, was er gegenüber dem Rektor mit den ausgewählten Chortexten des Programms begründete, die ihm, dem Pazifisten, zu martialisch und zu ausgrenzend erschienen. Drei Monate später meldete er sich wieder politisch zu Wort, diesmal öffentlich: gegen eine Verständnis offenbarende Stellungnahme des Verbandes der deutschen Hochschulen zu einer Erklärung der rechtsradikalen Heidelberger Studentenschaft gegen die Ernennung Emil Gumbels zum a. o. Professor an der dortigen Universität. Gumbel, der sich mit der Aufdeckung der vor allem von Rechtsradikalen verübten politischen Morde in der Republik hervorgetan hatte, galt den Nationalkonservativen als Nestbeschmutzer. Götze, Gumbels Verwandter im Geiste, erklärte wegen der offenkundigen Sympathieerklärung des Verbandes seinen Austritt. Konsequenterweise gehörte der Marburger zu den wenig mehr als 30 deutschen Hochschullehrern, die im September 1932 gegen die Entlassung Gumbels protestierten.

Seine konsequente Haltung sollte dann nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten auf ihn zurückschlagen. Schon vor den März-Wahlen 1933 fühlte sich die Familie an Leib und Leben bedroht. Doch hielt Götze im Sommersemester 1933 noch seine Lehrveranstaltungen ab, ließ sich schließlich beurlauben und suchte im Ausland nach einer Anstellung. Er sah keine Möglichkeit mehr, im Lande des Unrechts zu bleiben. Kaum zurückgekehrt, begann das Verfahren auf Ausschluss, vor allem wegen Götzes öffentlichem Eintreten für Gumbel. Der von der Universitätsleitung ganz im Sinne der neuen Machthaber als pazifistischer und vaterlandsloser Geselle gebrandmarkte Orientalist wurde dann im November 1933 entlassen. Er fand Anstellung an der Yale Universität in New Haven, die ihm nicht nur Schutz, sondern auch die Möglichkeit bot, seine universitäre Karriere fortzusetzen. Götze blieb in den USA allen politischen (Exil-)Organisationen fern, betätigte sich nicht politisch, sondern suchte persönlich zu helfen, trat dabei auch in Kontakt zu Emil Gumbel.

Eingeschaltet hat er sich in den Fall des Politologen Arnold Bergstraesser, der vom FBI als Nazi-Spion oder zumindest Sympathisant der Hitler-Bewegung observiert und verhaftet wurde. Auch wenn er nur indirekt betroffen war, so breitet MAIER-METZ den Fall Bergstraesser weit aus und verlässt wie an zahlreichen anderen Stellen den Rahmen, der für die Biographie nutzbringend ist.

So bettet der Autor die Biographie in die doch zu breit referierte allgemeine Marburger (Hochschul-)Geschichte ein, wohl auch wegen der dünnen Materiallage zu Götze, die eine kontinuierliche und erschöpfende Darstellung seines Lebensweges nicht ermöglicht. So werden die vorhandenen autobiografischen Zeugnisse mitunter (über-)lang zitiert. Dabei stellt sich die Frage, welchen Quellenwert die lang referierten Mitteilungen der 1933 erst acht Jahre alten Tochter aus dem Jahr 2011 nahezu 80 Jahre später besitzen. Da wäre doch bei der Interpretation ein wenig mehr Vorsicht des Autors angebracht gewesen.

Zuweilen verliert sich die Studie in Aspekten, die weit über das Thema hinausgehen (Beispiel das Kapitel »Die Papen-Ära und Marburg« mit über 20 Seiten). Das gilt auch für die Darstellung der Ernennung des Marburger Universitätskurators Ernst von Hülsen zum Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau im Zuge des Preußenschlages 1932, die mit langen Redepassagen des Berufenen im Kommunal- bzw. Provinziallandtag unterfüttert wird. Das ist für die (hessische) Geschichte sicher eine wertvolle Darstellung, für die Biographie Götzes erscheint sie in dieser Breite entbehrlich. Dagegen ist die ausführliche Darstellung der Korrespondenz von Götze mit dem ebenfalls 1933 vertriebenen Gießener Orientalisten Julius Lewy höchst fruchtbar, um die Seelenlage Götzes am Anfang der Emigration zu filtern.

Götze, der 1971 in Bayern verstarb, steht somit auch als Beispiel für den nicht wieder auszumerkenden intellektuellen Aderlass deutscher Universitäten, den die verbrecherische NS-Politik zu verantworten hatte. Ihn der Vergessenheit entrissen zu haben, ist insgesamt Verdienst des Bandes. Aber einen »wichtigen Baustein zur wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Hochschulen am Ende der Weimarer Republik im Übergang zum Nationalsozialismus«, wie der Klappentext verspricht, stellt die Arbeit nicht dar. Bescheidenheit in der Annoncierung wäre angebracht gewesen und hätte Enttäuschungen des Lesers vorgebeugt. Es ist »ein« Baustein, aber kein wesentlicher. Mehr zu sein, dazu fehlen die Quellen. Die Ankündigung, dass die Arbeit auf der Basis »umfangreicher Archivmaterialien« beruhe, wird nicht erfüllt. Vielleicht hätte ein ausführlicher Aufsatz dem Fall Götze genüge getan.

Sven KRIESE (Hg.): *Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933* (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen 12), Berlin: Duncker & Humblot 2015, 623 S., ISBN 978-3-428-14746-5, EUR 99,90

Der Band enthält Beiträge einer Tagung vom März 2013 am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin. Sie war der institutionen- und personengeschichtlichen Forschung über das Archivwesen im Nationalsozialismus gewidmet. Hier stehen einmal mehr kritische Fragen im Mittelpunkt: Inwieweit haben politische und ideologische Vorgaben unter dem NS-Regime die Arbeit dieser Berufsgruppe – und ihren professionellen Umgang mit Archivgut – verändert? Mehrmals geht es hier auch um Entwicklungen, die Staatsarchive betreffen, die auf dem Gebiet des heutigen Bundeslands Hessen liegen.

Der Sammelband ist in fünf Themenbereiche gegliedert, darunter »Professionalität, Anpassung und Teilhabe«. Der Herausgeber vergleicht die Berufsbiografien der beiden nationalsozialistischen Generaldirektoren des Preußischen Archivwesens zwischen 1929 und 1945: von Albert Brackmann (1871–1952) und Ernst Zipfel (1891–1966). Brackmann, Mittelalter-Historiker und DNVP-Mitglied, war 1905 als außerordentlicher Ordinarius zu Paul Kehrs »Institut für Historische Hilfswissenschaften« in Marburg gestoßen, 1913 als Professor für mittelalterliche Geschichte an die Universität Königsberg berufen worden und von 1920 bis 1922 wieder in Marburg tätig, ehe er an die Berliner Universität wechselte.

Von 1933 an nutzte er die nationalsozialistischen Verhältnisse, um das preußische Archivwesen an der boomenden »Ostforschung« zu beteiligen. Einschränkungen für russische und polnische Archivnutzer seit Beginn der 1930er-Jahre fallen ebenso in Brackmanns Amtszeit wie der Neubau des Marburger Staatsarchivs und der politisch geforderte Ausschluss von Juden. Wegen seiner zögerlichen Haltung in diesem Fall drängte ihn der NS-Chefhistoriker Walter Frank 1936 aus dem Amt. Allerdings blieb Brackmann »bis 1945 äußerst einflussreich«. Zu seinem 70. Geburtstag ehrte Hitler ihn als »verdienten Erforscher deutscher Geschichte« (S. 90).

Nach dem Ende des Dritten Reichs war der gut vernetzte Historikerarchivar weiterhin hoch angesehen. Erst in der Rückschau der 1980er-Jahre geriet Brackmann als Verfechter einer den Machthabern im NS-Staat auf verhängnisvolle Weise zuarbeitenden »Ostforschung« zunehmend ins Zwielficht.

Angelika MENNE-HARITZ schildert gewissermaßen kontrastierend den Berufsweg des am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz tätigen Dr. Ernst Posner (1892–1980). Posner, der im November 1938 entlassen wurde und 1939 in die USA flüchtete, gehörte zu den Archivaren unter dem Nationalsozialismus, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt wurden. In den 1970er-Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich zuletzt in Wiesbaden nieder.

Im zweiten Themenblock werden »Archive zwischen Preußen und Reich« betrachtet, während sich der dritte mit »Benutzung und Auswertung« befasst. Martin MUNKE schildert die Tätigkeit der »Publikationsstelle Berlin-Dahlem«, die von Johannes Papritz (1898–1992) geleitet wurde und als Denkfabrik der archivarischen »Ostforschung« im Dritten Reich angesehen werden kann. Papritz wurde 1949 Staatsarchivrat am Staatsarchiv Marburg und 1954 Nachfolger von Ludwig Dehio als dessen Direktor.

Der vierte Themenbereich handelt von »Überlieferungsbildung, Archivschutz und Ausbildung«. Pauline PUPPEL geht dabei auf die »Heranziehung und Ausbildung des archivalischen Nachwuchses« ein und beschäftigt sich mit der Entstehung des Instituts für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem und seiner Entwicklung bis 1945. Dieses war 1929 von Albert Brackmann am Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem gegründet worden. Damit ist es zugleich ein Vorgänger der Archivschule, die 1949 in Marburg neu eingerichtet wurde.

Von hier wurden in den Kriegsjahren erhebliche Bestände ausgelagert. Damit befasst sich Johannes KISTENICH-ZERFASS unter der Fragestellung: »Selbsthilfe der Staatsarchive oder zentrale Steuerung durch den Kommissar für Archivschutz?« (S. 407). Eine beigelegte Karte informiert über die »Ausweichstellen« der Marburger Einrichtung unter anderem in der Provinz Hessen-Nassau: Biedenkopf, Haina, Jesberg, Oberurff, Bad Wildungen. Aus dem Wiesbadener Staatsarchiv erfolgte die Auslagerung unter anderem nach Altenberg, Eberbach, Eichberg, Hohensolms und Kiedrich. Abschließend beschreibt Jürgen KLOOSTERHUIS die ersten Nachkriegsjahre des Berliner Preußischen Geheimen Staatsarchivs.

Der solide gearbeitete Tagungsband ist mit Orts- und Personenregister ausgestattet. Die Frage nach der nationalsozialistischen Durchdringung des Archivwesens vermag er nicht abschließend zu klären. Dies wäre vielmehr Aufgabe geschichtswissenschaftlicher Zugänge, mit denen einzelne institutionelle und biografische Aspekte vertiefend betrachtet werden sollten. Zumal die Preußischen Staatsarchive außerhalb Berlins eingeständenermaßen »nur bedingt erfasst« sind (S. 7). Zur Lage in den (damaligen) Provinzen – darunter in den hessischen Einrichtungen in Marburg und Wiesbaden – ließe sich also noch weit mehr beitragen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Katharina STENGEL: Nationalsozialismus in der Schwalm 1930–1939 (Schriftenreihe der Konvekta C. H. Schmitt Stiftung Ziegenhain 4), Marburg: Schüren 2016, 352 S., 70 Abb., ISBN 978-3-89472-298-2, EUR 19,90

Die Schwalm ist ein bäuerlich geprägter Landstrich im früheren Kreis Ziegenhain östlich von Marburg. Land und Leute wurden in zahlreichen volkskundlichen, kunst- und kulturgeschichtlichen Darstellungen näher betrachtet. In der jüngeren Geschichte ragt der Kreis Ziegenhain politisch durch den rasanten »Siegeszug der Nationalsozialisten« (S. 13) heraus, der Thema der Studie von Katharina STENGEL ist. Einmal mehr ist daran zu erinnern, dass nationalsozialistische Vorstellungen im Regierungsbezirk Kassel schon frühzeitig gesellschaftliche Akzeptanz fanden. Nachdem in einer NS-Versammlung der anwesende Polizeibeamte einer Aufforderung des Versammlungsleiters nachgekommen war, die zum Verlassen des Saals aufgeforderten Bürger jüdischen Glaubens aus dem Saal zu verweisen, rügte dies der Kassler Regierungspräsident Dr. Ferdinand Friedensburg (1886–1972) am 30. August 1930, denn die Verweisung aus dem Saal entspringe »dem Wunsch, dem betreffenden Bevölkerungsteil Haß und Verachtung äußerlich zu bekunden« (HStAM, Best. 180 Bad Wildungen, Nr. 63). Ungeachtet solcher Interventionen von oben konnte die Hitler-Bewegung bei den Reichstagswahlen im September 1930 inmitten der Wirtschaftskrise im Kreis Ziegenhain über 40 Prozent der Stimmen erzielen, in einigen Dörfern war ihr Stimmenanteil sogar doppelt so hoch. Im entscheidenden Durchlauf der Reichspräsidentenwahl im April 1932 erhielt Hitler dann mehr als dop-

pelt so viele Stimmen im Kreis (14.635) wie der Amtsinhaber Hindenburg (HStAM, Best. 180 Ziegenhain, Nr. 3687). Wie es dazu kommen konnte, ist weiterhin erklärungsbedürftig.

STENGEL beschreibt zunächst einführend die spezifischen Voraussetzungen mentaler (extremer Konservatismus), politischer (Antisemiten-Bewegung), konfessioneller (Protestantismus) und sozialer Art für die überwältigende Zustimmung zu Hitler in der Schwalm. Schon Ende der 1920er-Jahre konnten die Nationalsozialisten sich hier bei den verarmten Landarbeitern wie bei den wohlhabenderen Landwirten als Bewahrer alter Ordnung und traditioneller Lebensweise in Szene setzen. Dazu gehörte auch die Forderung nach wirtschaftlichem Ausschluss der meist als Kaufleute und Viehhändler tätigen Juden. Das übrige Programmangebot der Nazis spielte für die Lebenswelt der Schwälmer Landbevölkerung eine sehr untergeordnete Rolle.

Im Folgenden geht es darum, wie sich die nationalsozialistische Herrschaft von 1933 bis 1939 im Kreis gestaltete. STENGEL schildert die von Gewalt und Übergriffen begleitete »Machtübernahme« und den »Beginn des ›Dritten Reichs‹ im Kreis Ziegenhain« (S. 61), die sich in einer raschen »Durchdringung der Gesellschaft« niederschlugen (S. 92). Im dritten Kapitel steht die NS-Wirtschafts- und Sozialpolitik im Mittelpunkt, danach das Verhältnis des neuen Staats zur Evangelischen Kirche, die zwischen »Kirchenkampf« (S. 153) und unverhohlener Begeisterung schwankte – NSDAP-Kreisleiter in Ziegenhain war von 1936 an der frühere Pfarrer Karl Schuchardt (1900–1974). Die Verfasserin befasst sich zudem mit den Maßnahmen zur Rassenhygiene und Zwangssterilisierung unter der Schwälmer Bevölkerung. Sie war für eine »großangelegte, »erbbiologische Bestandsaufnahme« aussersehen (S. 188), für die sich der »Erbarzt« Dr. Heinrich Schade (1907–1989), ein Assistent von Otmar Freiherr von Verschuer (1896–1969), nebst etlichen Kollegen des Frankfurter Universitätsinstituts für Erbbiologie und Rassenhygiene, einsetzte. Sie vermuteten, dass es sich bei der Schwalm um ein Inzuchtgebiet handelte (S. 190). Da sich etliche der Untersuchung verweigerten, wurde aber, wie Landrat Wilhelm Wisch im November 1935 bedauerte, »nur ein geringer Teil der Bevölkerung erfasst« (S. 192). Der Grund für das Misstrauen waren die Zwangsmaßnahmen, die sich seit 1934 aus dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ergaben. Von Zwangssterilisierungen waren die Schwälmer überproportional betroffen, und Treysa, die größte Stadt des Kreises, lag im Zentrum behördlicher Schritte, Menschen für unwert oder minderwertig zu erklären – weil sich hier die Anstalt Hephata befand und besonders viele (Amts-)Ärzte, Pfleger und NSDAP-Funktionäre sich die Ziele der Eugenik und Sozialhygiene zu eigen machten und Schutzbefohlene wie Patienten anzeigten. Im folgenden Kapitel geht es um weitere Veränderungen im unter dem Nationalsozialismus gewandelten Alltag in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre. Dabei blickt STENGEL auf verschiedene Teilbereiche und die Rolle diverser NS-Organisationen. Im Umfeld der Willingshäuser Malerkolonie profilierte sich der »Bauernmaler« Karl Lenz (1898–1948) als Repräsentant der neuen Kunstauffassung. Am Schluss dieses Abschnitts blickt die Verfasserin auf die »große Politik in der Provinz« (S. 266) – die Mobilisierung der Volksgenossen für den rassistischen Antisemitismus und ungezügelter Expansionismus.

Die Verfolgung der Schwälmer jüdischen Bevölkerung wird durchweg immer wieder angesprochen, siehe etwa das Foto von der Treysaer Hutzelkirmes 1936, auf der sich manche Besucher in entsprechender Verkleidung über die Verfolgten lustig machten (S. 224). Diesen »Feinden des Dritten Reichs in der Schwalm« ist das letzte Kapitel gewidmet, in dem es

auch um Angehörige der politischen Opposition und um die als »Zigeuner« Diskriminier-ten geht. Jene, die sich auch nur kleine Unbotmäßigkeiten gegenüber dem neuen Regime leisteten, hatten exzessive staatliche Gewalt zu befürchten (S. 280).

Juden waren bereits Anfang 1933 – weitgehend schutzlos – brutalen Übergriffen aus-gesetzt, SA-Männer erpressten bei jüdischen Kaufleuten unter Gewaltandrohung Gelder (S. 116, 298f.). Die örtliche Presse berichtete schon fast nicht mehr darüber. STENGEL nennt einige der Opfer und beschreibt die Mechanismen der Einschüchterung. So waren sie in der Schwalm »schon mit schärfsten Repressalien bedroht, wenn sie nur von den Bedrohungen erzählten, denen sie ausgesetzt waren [...]« (S. 301). Der Landrat verhängte Ende März 1933 ein Schächtverbot für den Kreis Ziegenhain. STENGEL tut aber gut daran, hier auch an die wenigen zu erinnern, die sich herausnahmen, den Bedrängten trotz alledem zu helfen – wie Anna May (1872–1953) und ihren Sohn Friedrich aus Treysa (*1901), über deren Lebensweg kaum etwas bekannt ist (S. 335–337). In Schrecksbach traf der Bannstrahl des NSDAP-Ortsgruppenleiters im September 1937 den als »Judenfreund« verdächtigten Heinrich Best, als dieser sich um Aufnahme in die NSDAP bewarb. Der verquere Vorwurf lautete, dass er »die intimsten Beziehungen mit dem hier [bis Dezember 1936] wohnenden Juden [Julius Spier] hatte« (S. 265f.). Hier hätte auch der Maurer Heinrich Boppert (1889–1977) aus Loshausen – ein alter SPD-Mann – genannt werden können, über den sich der dortige Ortsgruppenleiter bei der NSDAP-Kreisleitung Ziegenhain Ende 1940 beschwerte. Boppert hatte im Wirtshaus an den Zuständen im Stalag IX (Gefangenenlager Ziegenhain) Kritik geübt und »insbesondere die Behandlung der Juden verurteilt«. Aus diesem Grund erteilte ihm der stellvertretende Kreisleiter Carl Hector (1899–1971) am 30. Januar 1941 eine strenge Ermahnung (HStAM, Best. 180 Ziegenhain, Nr. 7124).

Die Anfeindung, Verfolgung und Ermordung der Juden aus der Schwalm böte Stoff für eine umfangreiche eigenständige Monografie. Daher ist es verständlich, dass die Autorin sich zurückhält und in ihrer Darstellung nur die sprichwörtliche »Spitze des Eisbergs« offenlegt. Auch auf den 1939 begonnenen Weltkrieg als Ergebnis der Hitler'schen Politik geht die Verfasserin nur kurz ein (S. 273–276). Doch erscheint es kaum gerechtfertigt, den von langer Hand geplanten Raub-, Eroberungs- und Vernichtungskrieg – und seine Auswirkungen im lokalen ländlichen Milieu – von der Gesamtentwicklung in der nationalsozialistischen Schwalm abzuspalten.

Das Bildmaterial entstammt verschiedenen Quellen und Orten. Während das Erinnerungsfoto der lokalen SA-Gruppe auf dem Umschlag in Willingshausen entstanden ist, sind die übrigen meist in Treysa und in den Dörfern Schrecksbach und Röllshausen aufgenommen worden. Manche Fotos kommen freilich aus benachbarten Kreisen oder gar aus dem entfernten Kassel, so dass kein direkter Zusammenhang mit der Schwalm besteht. Die Bezeichnung »Deutsche Jugend« für das Jungvolk der HJ ist ungewöhnlich (S. 263).

Mit ihrer detailreichen und anschaulichen Studie betritt die Verfasserin nicht nur Neu-land für den kleinen Altkreis Ziegenhain. Sie geht weit darüber hinaus, was bislang über die Geschichte eines einzelnen Kreises des Regierungsbezirks Kassel im Nationalsozialismus erarbeitet worden ist. Es wäre zu wünschen, dass die anderen Kreise ihre Regionalgeschich-te im Dritten Reich ähnlich sorgfältig aufarbeiten lassen, dann allerdings unter Einschluss der Kriegsjahre.

Religion, Judentum, Kirchengeschichte

Rainer HERING und Bettina WISCHHÖFER im Auftrag der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (Hg.): Kurhessen und Waldeck im 19. und 20. Jahrhundert – Quellen zur Kirchengeschichte Band III, Kassel: Verlag Evangelischer Medienverband 2017, 310 S., zahlreiche Abb., ISBN 978-3-89477-892-7, EUR 19,90

Der anzuzeigende Quellenband zur Kirchengeschichte in Kurhessen und Waldeck folgt zwei gewichtigen Aufsatzbänden aus den Jahren 2006 und 2012 gleichen Titels. In ihnen werden die zentralen Entwicklungsetappen der bis 1934 getrennten Kirchen von Kurhessen und Waldeck im 19. und 20. Jahrhundert analysiert. Die nun vorliegende vorbildliche Edition der beiden Archivare Rainer HERING (Landesarchiv Schleswig-Holstein) und Bettina WISCHHÖFER (Landeskirchliches Archiv Kassel) bietet die Möglichkeit, insgesamt 111 Dokumente im »Originalton« zu studieren. Die Quellen entstammen überwiegend dem Kasseler Landeskirchlichen Archiv, das auch zahlreiche Nachlässe und Deposita diakonischer Einrichtungen umfasst. Als Zeitraum wurden, passend zum diesjährigen Lutherjubiläum, die Jahre ab 1817 gewählt, als die Reformationsfeiern deutlich vom neuen Nationalismus nach dem Sieg über Napoleon geprägt waren. Es folgte 1818 in Kurhessen (und 1821 in Waldeck) die Vereinigung der beiden evangelischen (lutherischen und reformierten) Kirchen, zu der auch eine geschickte Lösung der umstrittenen Abendmahlsfrage gehörte (S. 13). Einzelne Quellen – und diese machen den Band insgesamt lebendig – zeigen Probleme des Alltags. So berichtete der Pfarrer zu Schwarzenborn 1822, dass »das Regenwasser auf der Kanzel schon seit mehreren Jahren auf mich drang u. die Treppe dadurch entzwei brach, nachdem ich den 2ten Pfingsttag Morgen von der Kanzel kam u. ich zu Boden stürzte.« (S. 20) Im Jahr 1831, als Kurhessen eine für diese Zeit äußerst freiheitliche Verfassung erhielt, wandten sich auch protestantische Geistliche an den Landes- und damit Kirchenherrn, Kurfürst Wilhelm II., mit der Bitte um baldige Zusammenberufung einer Generalsynode, damit neben dem »ächt bürgerlichen« auch ein »ächt« kirchliches und religiöses Leben entstehen könne (S. 26). 1833 bildete sich dann ein evangelischer Missionsverein, dessen Aufrufen folgend bis in das 20. Jahrhundert hinein zahlreiche Pfarrer nach Afrika und Asien zogen. Insbesondere seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entsprach dem die »Innere Mission«, welche zur Gründung verschiedener sozialer Einrichtungen führte, darunter der Diakonissenanstalt zu Treysa (1864), welche später in Kassel-Wehlheiden ihren Sitz hatte. Dokumente aus Privatbesitz zeigen schließlich für die Zeit des Ersten Weltkriegs eindrucksvoll, dass sich durch ein »Gott mit uns« trotz der hohen Menschenverluste noch 1916 für den Sieg beten ließ (S. 152). Christliche Solidarität wurde dagegen 1920 geübt: Angesichts der desolaten Wirtschaftslage in Deutschland spendeten Amerikaner dem Kasseler Diakonissenhaus Milchkühe, deren Ertrag Witwen, Kindern und Kranken zugutekommen sollte (S. 166). Dass Kirchenbücher im Zeichen der NS-Rassenpolitik eine wichtige Basis für die Verfolgung von Menschen jüdischer Herkunft, aber auch von Menschen mit Behinderungen bildeten, ist bekannt. Dennoch verstört die penible Anweisung, welche Pfarrer zu deren Verkartung aus Berlin erhielten (S. 200). Immerhin konnte der Pfarrer zu Rengershausen die noch 1942 erfolgte Absicht des Erbgesundheitsgerichts Marburg, eine Frau aus seiner Gemeinde wegen angeblichen Schwachsinnns zwangsweise zu sterilisieren, mit Hinweis auf deren Arbeitskraft abwehren

(S. 214). Für das Jahr 1947 kommt die Vikarin (und NS-Verfolgte) Katharina Staritz mit einer Konfirmationspredigt »zu Wort«, die angesichts der »Schatten« der vergangenen Zeit die jungen Menschen zu einer aktiven christlichen Haltung auffordert (S. 239). Der Weg bis zur gleichberechtigten Übernahme von Frauen in den Pfarrdienst, welche die Vikarinnen beantragten, sollte allerdings vorerst dornig bleiben. So rekurrierte ein Synodaler noch 1961 in dieser Frage auf den »Gleichheitswahn der französischen Revolution«, um sich dagegen auszusprechen (S. 245). Schließlich sorgten in den 1980er-Jahren die Forderungen der Oberstudienrätin im Kirchendienst Elga Sorge nach einer »feministischen Theologie« für erneute rege Diskussionen. Bischof Jung sah sich zu einer mehrseitigen Erklärung veranlasst, die nun als Zeitdokument nachzulesen ist (S. 271–277). Elga Sorge wurde aus dem Dienst entlassen; dennoch waren die Theologinnen letztlich erfolgreich, was auch das Foto zur Einführung der selbstbewusst auftretenden Hersfelder Pröpstin Roswitha Alterhoff im Jahr 1990 zeigt (S. 278).

Verschiedene Statistiken u. a. zur nach 1949 leicht zurückgehenden Zahl der Kirchenmitglieder und erstaunlich gleichbleibenden Zahl der Abendmahlsgäste sowie Namenslisten der Amtsinhaber, Orts- und Sachindices schließen den interessanten und lehrreichen Quellenband ab.

Kassel

Christina Vanja

Martin ARNOLD: Der Kirchenkreis Eschwege und der Nationalsozialismus. Einverständnis und Konfliktlinien zwischen Kirche, NSDAP und Staat, Kassel 2016, 92 S., s/w-Abb., ISBN 978-3-89477-890-3, EUR 15,00

Welche Rolle spielte der Evangelische Kirchenkreis Eschwege in der Zeit des Nationalsozialismus? Diese Frage steht im Zentrum der hier vorzustellenden Studie von Martin ARNOLD, Dekan des Kirchenkreises Eschwege und promovierter Kirchenhistoriker. Mehrere wissenschaftliche Publikationen, vornehmlich zur regionalen Kirchengeschichte, hat ARNOLD bereits verfasst.

Der Kirchenkreis Eschwege – seit der Neuordnung 1924 einer von 26 Kirchenkreisen in der Evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel (ab 1934 »von Kurhessen Waldeck« / EKKW) – war ab 1933 nahezu deckungsgleich mit dem 1821 gebildeten Landkreis Eschwege, der bis 1973 bestand. 95,2 % der Bevölkerung im Landkreis gehörten 1933 der Evangelischen Kirche an. Ein zentrales Ergebnis von ARNOLD ist, dass die Evangelische Kirche während der NS-Diktatur eine starke Organisation im Landkreis Eschwege blieb (siehe dazu auch Winfried SPEITKAMP: Eschwege: Eine Stadt und der Nationalsozialismus, Marburg 2015). Zu Beginn der NS-Diktatur suchte die Mehrheit der kirchlichen Amtsträger in Gottesdiensten und Veranstaltungen zunächst enthusiastisch den »Schulterschluss« mit dem NS-System (S. 78). Nur einige wenige Pfarrer waren entschiedene Gegner des Nationalsozialismus. Zugleich ergaben sich immer deutlicher werdende Ambivalenzen. Nicht zuletzt resultierten diese aus der religiösen Überhöhung des Nationalsozialismus. Der NS-Staat setzte zunehmend auf eine Politik der Abgrenzung. Auch versuchte die NSDAP z. B., eine Gleichschaltung der Kirchenvorstände zu erreichen, auf die kirchliche Jugendarbeit zuzugreifen oder die Besetzung von Pfarrstellen zu beeinflussen. Den »Machtkampf« konnte der Kirchenkreis Eschwege »nur durch Kompromisse bestehen«

(S. 78). In den einzelnen Kapiteln entwirft ARNOLD einen Überblick über die politischen und theologischen Positionen sowie über durchaus »typische Konfliktlinien«. Die unterschiedlichen Phasen in dem komplexen »Verhältnis von Kirche, NSDAP und Staat in der Region Eschwege« (S. 78) werden näher beleuchtet. Tatsächlich wurden nur sehr wenige Pfarrer im Kirchenkreis Eschwege nach der »Machtergreifung« Mitglied der NSDAP. Fast alle jedoch schlossen sich anderen NS-Gliederungen an. Sowohl der Kreispfarrer und »Heimtdichter« Rudolf Clermont (1927–1937) als auch sein Nachfolger Herman Wepler (1937–1949) waren überzeugte Nationalsozialisten. Der in der Bevölkerung hochangesehene Clermont weihte 1937 sogar eine Kirchenglocke für den »Führer« Adolf Hitler. Ein Foto von dieser Glocke, geschmückt mit christlichem Kreuz und Hakenkreuz, ist auf dem Buchtitel zu sehen. Gleichzeitig scheuten beide Kreispfarrer nicht vor Auseinandersetzungen mit den nationalsozialistischen Machthabern zurück, wenn es um Eingriffe in die kirchenpolitische Eigenständigkeit ging. So beschreibt ARNOLD besonders Wepler als eine höchst widersprüchliche Person. Er wurde 1943 wegen »Rundfunkverbrechens und Wehrkraftzersetzung« inhaftiert und betonte dennoch seine Treue zur NSDAP: »Er bekennt sich rückhaltlos [...] zu den Grundsätzen, die in dem Buch des Führers ›Mein Kampf‹ ausgesprochen sind« (S. 26).

Mit Erstarken der Diktatur formierten sich in der EKKW, wie auch in anderen Landeskirchen, die »Deutschen Christen« (DC). Sie strebten nach einer »Synthese von Christentum und Nationalsozialismus« (S. 14). Auch wenn sich nur zwei von 29 Pfarren im Kirchenkreis Eschwege entschieden zu den DC bekannten (sie hatten engen Kontakt zum radikalen Thüringer Flügel), fand der »Kirchenstreit« in der EKKW auch seinen Niederschlag in der Region. Die Anhänger der DC erkannten die Autorität von Kreispfarrer Clermont nicht mehr an. Die beiden DC-Pfarrer wurden allerdings von den anderen Pfarren ausgegrenzt. Neun Pfarrer waren immerhin Mitglieder der »Bekennenden Kirche«. Zwar versuchten sie, sich von den DC und den religiösen Ansprüchen des NS-Staats abzugrenzen, unterstellten sich aber »in vollem Gehorsam der politischen Führung des Reichskanzlers Adolf Hitler« (S. 19). Mit Bildung eines »Landeskirchenausschusses« durch den NS-Staat – in der EKKW hatte dieser anders als in anderen Landeskirchen bis 1945 Bestand – wurden die innerkirchlichen Konflikte vordergründig beendet. Die Geheime Staatspolizei behielt die Lage im Blick.

Den »blinden Flecken der Kirche« widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel. Der Anteil jüdischer Religionsangehöriger war im Landkreis Eschwege mit 1,59 % etwa doppelt so hoch als andernorts – viele dieser Menschen überlebten die NS-Diktatur nicht. ARNOLD macht deutlich, dass es (mit einigen wenigen Ausnahmen) »keinen kirchlichen Widerspruch« (S. 80) gegen die Verfolgung und Ermordung von Juden, Christen jüdischer Herkunft, Behinderten und anderen als »rassisch minderwertig« stigmatisierten Menschen gab. Der Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde von namhaften kirchlichen Amtsträgern begrüßt. Erst, als es Kriegsoffer in den eigenen Familien gab, wurden Zweifel am Sinn des Kriegs artikuliert.

Beschämend erscheint der Ausblick auf die Zeit nach dem Ende des NS-Regimes. Die Spruchkammerverfahren gegen ehemalige Verantwortliche des Nazi-Regimes bezeichnete ein Pfarrer als »ein trauriges Kapitel in der deutschen Nachkriegsgeschichte« (S. 75). Alte Netzwerke blieben weiterhin intakt. Selbstkritik an der eigenen »Selbstbezogenheit«,

grundsätzliche Zweifel am nationalsozialistischen Menschenbild, waren – so ARNOLD – auch für die Zeit nach 1945 im Kirchenkreis Eschwege »kaum erkennbar« (S. 81).

Auf einige Desiderate seiner Untersuchung weist der Autor selbst hin. So spiegeln seine Quellen (kirchliche Dokumente, Berichte des Landrats, Lageberichte der Geheimen Staatspolizei, Verwaltungsberichte, Spruchkammerakten) vornehmlich die Perspektive kirchlicher und politischer Amtsträger, andere Sichtweisen bleiben unberücksichtigt. Zum Beispiel wird die Gruppe der »religiösen Sozialisten« in dem Buch nur kurz angesprochen. Über ihre Bedeutung im Kirchenkreis Eschwege und über ihre Ideen hat ARNOLD bisher leider nicht mehr herausfinden können. Die Studie zeigt anschaulich, wie verbreitet antidemokratisches Denken, antisemitische Vorurteile und Ideen der »Rassenhygiene« auch in kirchlichen Kreisen waren. Allerdings sollten die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Querverbindungen von protestantisch-kirchlichem und völkischem Denken für den Kirchenkreis Eschwege noch genauer reflektiert werden. Mit großem Engagement hat ARNOLD sich einem unschönen Kapitel der Geschichte seines Kirchenkreises gewidmet. Sein Buch ist eine fundierte Grundlage für weitere Forschung.

Eschwege

Annika Spilker

Stadt- und Ortsgeschichte

Christian PRESCHÉ: Kassel im Mittelalter. Zur Stadtentwicklung bis 1367. Teilband 1: Textband und Teilband 2: Bildband (Kasseler Beiträge zur Geschichte und Landeskunde 2), Kassel: kassel university press 2014, 858 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-86219-618-0, EUR 49,00

Wer sich mit der Stadtgeschichte von Kassel beschäftigt, kommt um den Namen Christian PRESCHÉ nicht herum. Daher war das Interesse an der Veröffentlichung seiner Dissertation entsprechend hoch. Der Umfang – zwei Bände, ca. 3.000 Anmerkungen und fast 700 Seiten, es wären noch mehr Seiten geworden, hätte man die zahlreichen Abbildungen als Seiten gezählt – entspricht den Erwartungen. Aber wie beherrscht nun der sehr kenntnisreiche Autor den doch sehr umfangreichen Stoff? Wird doch hier nicht nur eine sehr lange Zeitepoche, von den Anfängen bis 1367, besprochen, sondern es sollen auch topografische, rechtliche, politische, wirtschaftliche sozial- und kirchengeschichtliche Fragen gleichermaßen betrachtet werden.

Der Anspruch, Begriffe wie Königshöfe oder Ordensgemeinschaften zu erklären (S. 24), wird zum ersten vielleicht etwas vernachlässigt, zum anderen aber sehr weit ausgeführt (S. 218 ff.). Auch werden manchmal Fachkenntnisse vorausgesetzt (S. 202). Darüber hinaus schweift der Autor gerne etwas von Kassel ab, was erklärlich ist, um durch umliegende Beispiele die Kasseler Situation deutlich zu machen (S. 50, 152 Kaufungen, Witzenhausen, Homberg (Ohm) usw.). So wird die Arbeit dann etwas mehr zur Landesgeschichte, was aber den Reiz eher erhöht (S. 63, 348 ff.) und die angesprochenen Städte auffordert, die vom Autor erarbeiteten Ergebnisse vor Ort zu verifizieren.

Sehr häufig spielt der Autor seine wirkliche Trumpfkarte aus, sein technisches Verständnis. Die liegt in seiner Biografie begründet denn Christian PRESCHÉ kann auch ein

Architekturstudium mit dem Abschluss Dipl. Ing. vorweisen und zahlreiche Arbeiten und Auftritte im Bereich Denkmalschutz und Stadtgestalt, eben in Kassel weisen ihn als Fachmann aus. Diese technischen Kenntnisse fließen nun immer in die Arbeit (S. 162, 201, 211, 250, 400 ff.) ein und so interessant und aufschlussreich diese auch sind, beeinträchtigen sie doch immer etwas den literarischen Stil der Arbeit und wirken manchmal wie eine rein technische Beschreibung (S. 333 ff.). Gleichzeitig kommt hier eine große Zuneigung zum Forschungsgegenstand zum Ausdruck.

Da der Autor sich sehr oft mit abgegangenen Bauten beschäftigt muss ist er hier auf Vermutungen (S. 176, 245, 339) angewiesen, was ganz sicherlich bei der Frage nach der Architektur oder den Grablegen im Ahnaberger Kloster Diskussionen auslösen wird. (S. 228, 245). Wenn, wie der Autor schreibt, Ahnaberg eine wichtige Grablege geworden ist, so muss die Bedeutung von Reinhardsbrunn und Marburg neu betrachtet werden (S. 365, 373) oder anders gefragt, wer liegt dann noch in der Südkonche, dem Landgrafenchor, in Marburg?

Sehr aufschlussreich sind die Darlegungen zur Straßenführung in Kassel (S. 442 ff.). Hier entwickelt der Autor ein System, das sich mit Blickachsen, Lichtführungen (S. 465), aber auch mit Krümmungen und perspektivischen Methoden bewusst oder unbewusst befasst und setzt eine ästhetische Planung voraus (S. 552). Methoden, die wir aus dem Barock kennen, die aber schon – so der Autor – im Mittelalter entwickelt wurden. Hier spricht der Autor wieder mehr als Stadtplaner (S. 452) und vielleicht weniger als Historiker, aber er bringt dadurch neue Betrachtungen ins Spiel.

Der erste Band schließt mit einer gestauchten Darstellung weiterer Gebäude und geht dann ziemlich nahtlos in den zweiten Band über. Dieser, als Bildband geplant, bietet auf den ersten zwanzig Seiten noch einmal eine Übersichtsdarstellung und zwar ohne den sonst fast schon überdimensionierten wissenschaftlichen Apparat und ohne technische Ausführungen. Damit sind dieser Teil und die immer wieder eingefügten Zusammenfassungen sehr hilfreich, um eben nicht den berühmten roten Faden zu verlieren. Der Bildband selber ist in der Handhabung nicht ganz unproblematisch, er ist aber zum Verständnis des ersten Bandes unabdingbar, es sei denn man ist mit den Gegebenheiten vor Ort zu vertraut wie eben der Autor selber.

Was aber bleibt, was ist die »Take Home-Message«? Christina PRESCHKE hat hier ein umfangreiches, aber auch wichtiges Werk vorgelegt. Es ist, so scheint es, nur die Quintessenz eines weitaus größeren Werkes, nun gestauchte durch viele Kürzungen und Abstriche. Zu dieser Erkenntnis kommt man, wenn man den Aufbau, die innere Logik und vor allem die Kapiteleinteilung betrachtet. Die Arbeit ist sehr technisch geprägt, was sie für den Laien schwierig macht, sie schweift gern in die allgemeine Landesgeschichte ab, was sie interessant macht, aber eben nicht ganz die Aufgabenstellung widerspiegelt, und sie arbeitet mit vielen Beispielen, was sie eben für vergleichende Betrachtungen relevant macht. Sie führt völlig neue Aspekte ins Feld, die von der bisherigen Städteforschung abweichen und sicherlich zu Diskussionen führen werden und, davon ist auszugehen, die Zäsur 1367 ist nur der Ausgangspunkt für eine weitere Arbeit über die Stadtentwicklung von Kassel. Wenn man dem Autor auch nicht in allen Punkten folgen kann, sei es aus mangelndem technischem Verständnis oder aufgrund anderer Meinungen oder Kenntnissen, so ist die Arbeit doch eine notwendige Grundlagenforschung für weitere Diskussionen (S. 15).

Territorien, Herrschaft

Michael FLECK, Martin ENGEL und Albert DEISS: Die territoriale Entwicklung der Reichsabtei Hersfeld (Hersfelder Geschichtsblätter 8), Bad Hersfeld: Hersfelder Geschichtsverein 2017, 104 S., 65 meist farbige Abb. und Karten, ISBN 978-3-925333-88-0, EUR 15,00, für Mitglieder des VHG EUR 12,00

Mehr als sieben Jahrzehnte nach dem Erscheinen der beiden grundlegenden Werke über das Territorium der Reichsabtei Hersfeld von Elisabeth ZIEGLER und Wilhelm NEUHAUS legt ein Autorenteam des Hersfelder Geschichtsverein nun dieses Kartenwerk vor, in dem alle die Orte verzeichnet sind, in denen das Kloster Hersfeld über Besitz oder andere Rechte verfügte. Wie schwierig dies Unterfangen ist, wird vor allem bei der eindeutigen Identifizierung von Orten klar, die in bis zu 1200 Jahre alten Verzeichnissen und Urkunden überliefert sind. So enthält das Register der nicht bestimmbaren Orte (S. 72–89) rund 280 Namen, wobei man jedoch beim näheren Hinschauen erstaunt feststellt, dass die meisten (oft Wüstungen) in ihrer Lage dann doch recht deutlich bestimmt werden, in den Karten jedoch nicht auftauchen. Das Register der in den Karten verzeichneten Orte enthält mehr als 1200 Namen.

Das Buch enthält zwei Teile: Michael FLECK gibt zunächst einen Überblick über die territoriale Entwicklung der Reichsabtei Hersfeld bis zu ihrer Aufhebung 1648 (S. 7–39), der den aktuellen Forschungs- und Wissensstand wiedergibt und mit 51 Abbildungen reich illustriert ist. Es folgt als zweiter Teil die von Martin ENGEL und Albert DEISS erstellte kartografische Darstellung der ehemaligen Besitzungen und zehntpflichtigen Orte der Reichsabtei Hersfeld und ihrer Propsteien (S. 41–71). Den Abschluss bilden die bereits erwähnten Ortsregister (S. 72–98) sowie ein Literatur-, Quellen- und Abbildungsverzeichnis.

Auf die hervorragende Qualität der Karten soll hier ausdrücklich hingewiesen werden. Einige sind dem Text von Michael FLECK als Abbildungen beigegeben, so z. B. die Schenkungen Karls des Großen an Hersfeld, der rekonstruierte Grenzverlauf des Wildbannbezirks Eherinevirst von 1003 und die Verwaltungsgebiete der Abtei seit dem 14. Jahrhundert. Die eigentliche Kartensammlung besticht durch ihre Deutlichkeit und macht nicht nur die Masierung des Besitzes im näheren Umfeld Hersfelds deutlich, sondern veranschaulicht auch den vom Rhein bis an die Elbe reichenden Streubesitz und die große Anzahl von Zehntrechten im südlichen Sachsen-Anhalt.

Waldkappel-Bischhausen

Karl Kollmann

Andreas HEDWIG, Christopher KAMPMANN und Karl MURK (Hg.): Bündnisse und Friedensschlüsse in Hessen. Aspekte friedenssichernder und friedensstiftender Politik der Landgrafschaft Hessen im Mittelalter und in der Neuzeit (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 32), Marburg: Hessisches Staatsarchiv Marburg 2016, XIII u. 357 S., 99 v. a. farb. Abb., ISBN 978-88964-217-2, EUR 39,00

Einzelaspekte der Geschichte herauszugreifen, in einen Kontext zu stellen und griffig darzustellen ist, im Gegensatz zur reinen chronologischen Schilderung, ein spannender und interessanter Aspekt der Geschichtsforschung. Er stellt aber auch gleichzeitig eine große Herausforderung dar, das möglicherweise Unvergleichbare zu vergleichen. Das wird schon im Titel

deutlich. Es sind nicht nur Friedensschlüsse in Hessen, sondern auch um und auch mit Hessen, die hier dargestellt werden. So wird auch der Untertitel leicht missverstanden. Erst Frieden stiften, dann sichern. Damit aber sind wir voll im Thema. Wir lernen sehr viel über Krieg und Fehde, aber sehr wenig über das seltene Glück eines Friedens. War Krieg wirklich de facto Normalität? (S. VII) Wenn die weißen Blätter der Geschichte, die bekanntlich die glücklicheren Zeiten waren, nicht durch einen Frieden im Sinne von Friedhof erreicht wurden, so muss hier nach der seltenen Blume der Friedenskunst gefragt werden, und genau dieser Frage geht das Buch nach. Anlässe dazu gibt es genug, zahlreiche Friedensschlüsse bieten sich an (S. IX). In das Thema führt Christopher KAMPMANN ein, mit einer gelungenen, sehr detailgenauen Darstellung (S. 17) auch des Westfälischen Friedens und mit wenigstens zwei nachdenkenswertem Bemerkungen, nämlich dass fast alle frühneuzeitlichen Staatenkonflikte zugleich auch Erbfolgekriege waren und dass in Münster und Osnabrück auch ein Zwang zum Frieden erkennbar war (S. 6, 13). Zurück ins Mittelalter führt Ulrich RITZERFELD mit der Behandlung der Langsdorfer Verträge (1263) wobei Vergleiche, etwa mit dem Vertrag von Udestedt und andere Anmerkungen die Basis des Beitrages erweitern, aber eben auch auf Bekanntes zurückgreifen. Auf die fehdereiche Zeit Landgraf Hermanns II. geht der Beitrag von Christine REINLE ein. Hier steht der Sternerkrieg im Vordergrund, für den das Wappen der Ziegenhainer, der Stern, namensgebend war (S. 46). Nach umfangreichen und sehr gut belegten Beschreibungen kommt REINLE aber noch einmal auf die Ausgangsfrage zurück: Warum dominierte Fehde und nicht Friede das politische Handeln (S. 79)? Die hier angebotenen Lösungen sind unbedingt lesenswert und bringen das Thema in den richtigen Kontext, nämlich den der Verfassung einer mittelalterlichen Gesellschaft, die sich nicht auf die uns heute so vertrauten und selbstverständlichen Regularien stützen konnte. Horst CARL betrachtet dann das 15. und 16. Jahrhundert. Ob sich Hessen immer mit Waffengewalt durchsetzte (S. 90) sei in Hinblick auf die Erbfälle mit einem Fragezeichen versehen, aber das Interesse ist geweckt. Besonders bei der Feststellung, dass Bündnisse nur auf Zeit geschlossen wurden, ein Aspekt der auch schon bei REINLE auftrat, und sofort ihren Zweck verloren, wenn die Nützlichkeit in Frage gestellt war. So wirkte Landgraf Philipp im Schwäbischen Bund mit, solange dieser ihm nützlich war im Kampf gegen andere Friedensbrecher. Er verließ jedoch den Bund und sorgte wohl auch für dessen Niedergang als dieser vom Kaiser mitgetragene Bund ihn nicht vor dem Vollzug des Tübinger Urteils, also der Anerkennung der Nassauer Ansprüche schützen konnte. Der Landgraf schuf sich in Schmalkalden einen neuen Bund. Im gleichen Zeitraum spielt der Beitrag von Gabriele HAUG-MORITZ. Erbeinigungen als Instrument der Friedenswahrung würden dem Ansatz von Christopher KAMPMANN, dass zahlreiche Konflikte auf Erbstreitigkeiten beruhten, bekräftigen. Erbeinigungen konnten, wie im Falle von Hermann II. möglichen Ansprüchen, die Basis entziehen und damit friedenserhaltend wirken. Leider genügte manchmal aber schon eine Wiese, wie im Falle Sickingens, um eine Fehde loszubrechen zu lassen. Trotzdem blieb das Instrument der Erbeinigung wichtig und sollte noch weiter untersucht werden, vor allem wenn sie zwischen vergleichsweise unterschiedlichen Territorien zustande kam. Einen anderen Ansatz verfolgt Wolf Friedrich SCHÄUFELE. Der Kirchenhistoriker konzentriert sich auf die Bündnispolitik zwischen Politik und Religion. Ein guter und sinnvoller Ansatz, wenn man die folgenden Jahrhunderte bedenkt und feststellt, dass noch die Friedensverträge von 1763 mit dem Hinweis auf die Dreieinigkeit (S. 309) beginnen. Ganz nebenbei, aber eben wichtig für die Bündnispolitik ist der Hinweis,

dass Philipps Hinwendung zur Reformation nicht nur durch die Begegnung mit Philipp Melanchthon ausgelöst wurde, sondern auch durch den Kontakt mit den der Reformation zuneigenden, benachbarten Fürsten. Zeitlich fällt das alles ins Jahr 1524. Egal wie, das Interesse des Landgrafen war geweckt, eigene Bibellektüre führte zu eigenen, manchmal auch sehr eigenwilligen Vorstellungen und das Tübinger Urteil zwang den Landgrafen, nach Partnern Ausschau zu halten. Vom Schwäbischen Bund, dem Kaiser oder den Altgläubigen war keine Hilfe zu erwarten. Daher auch die Hinwendung zur neu entstehenden Kirche mit allen bündnispolitischen Möglichkeiten. Philipp setzte sich an die Spitze der Bewegung, um diese eben auch in seinem Sinne lenken zu können. Das klingt profan, aber niemand hat behauptet, dass Staatsräson immer edel ist. Geschickt und beweglich agiert und reagiert er auch und gerade in der Politik des Schmalkaldischen Bundes, um dann doch am Ende erfahren zu müssen, dass Politik immer die Politik des Machbaren ist und bleibt. Was eben geht und was nicht im Falle Philipps von Hessen, darüber klärt der Beitrag von Jan Martin LIES auf. Auch hier wird wieder das Tübinger Urteil von 1523 genannt als Abwendung Philipps vom Kaiser. Dieser hatte dazu aber auch Gründe, galt der Landgraf schon auf dem Reichstag in Worms 1521 als Lutheraner und das nicht nur wegen des von ihm ausgestellten Geleitbriefes für Luther. LIES führt in seinem Beitrag auch die negativen Seiten der Bündnispolitik Philipps auf, eben dass die Bundesgenossen ihrem Hauptmann nicht bedingungslos zu folgen bereit waren (S. 167), vor allem wenn das Recht, gemeint sind die Verwerfungen um die Doppelhehe, auf Seiten des Kaisers war. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die befürchtete Strafe in der Carolina gar nicht vorkommt, aber das hat wohl damals niemand so gelesen oder man wollte es damals und in der nachfolgenden Forschung nicht wahrhaben. Aufgrund dieser Lesart aber wurde es möglich, dass eine Ehe das Bündnisystem ins Wanken brachte (S. 169). Auch Holger GRÄF greift in seinem Beitrag »Der Konfessionalist als Friedenspolitiker?« auf den kirchenhistorischen bzw. konfessionellen Moment zurück. Das Gesagte ist alles richtig und auch wichtig, um zu begreifen, dass der Calvinismus sich erst als Partner etablieren musste und dass Moritz, bei allem Ungeschick, das von Ihm ausging, hier eine wichtige Rolle spielte. Die Jagd in Nidda ist zwar ein eher nebensächliches Ereignis, erweist sich jedoch als wichtig, um den Umgang der Protagonisten miteinander zu begreifen, wenn auch die Wortwahl, Jagd und Suff (S. 188) etwas wild ist. Eine Übersetzung von Zitaten (S. 187, 181 179, 191 usw.) dagegen, gerne in den Anmerkungen versteckt, wäre für den Leser angenehm. So hat es Dorothee GOETZE gemacht. Sie beschreibt Hessen als Bündnispartner Schwedens im Dreißigjährigen Krieg. Diese Allianz war von außerordentlicher Bedeutung und diente beiden Seiten. Hessen, und hier muss die Ergänzung kommen, Hessen-Kassel, stand mit dem Rücken an der Wand und Schweden suchte, genauso wie später Frankreich Verbündete im Reich, für deren »Freiheit« die Königreiche ja in den Kampf eingetreten waren. Dass die ältere Forschung hier oft veraltet ist, liegt in der Natur der Sache und nicht immer lag der Schwerpunkt der Forschungen auf dieser Allianz (S. 193). Wichtig aber bleibt, dass hier ein Reichsfürst bzw. eine Reichsfürstin europäische Bündnispolitik gegen den Kaiser anstrebte. Diese Situation wird dann von Kerstin WEIAND weitergeführt. War Hessen-Kassel am Krieg beteiligt, so wurde es auch am Frieden beteiligt. Das bedeutete, dass die Reichsstände plötzlich mit am Tisch der Außen- und damit der Friedenspolitik saßen. Ob Frankreich und Schweden dies wünschten oder ob die Stände dies forderten, ist egal. Es geschah gegen den Willen des Kaisers und war ohne Beispiel (S. 237). Der anschließende Katalogteil wird von Karl MURK eingeleitet. Die Hinführung ist

klar und schlüssig, bei der Wortwahl deutlich (S. 248) und manchmal redundant, was etwa die Rolle der hessischen Gesandten betrifft (S. 249 u. 241). Die Auswahl der Dokumente geht weit über den hessischen Rahmen hinaus und zeigt manche interessante Information auch und gerade aus privatem Besitz. Das Buch hat sicherlich keine eindeutige Antwort auf die Frage des Friedensmachens gebracht, sondern Epochen und deren Möglichkeiten für sich betrachtet. Es fordert aber auf, weiter darüber nachzudenken wie es »die Alten gemacht haben« und wie wir in dieser konfliktreichen Zeit die Kunst des Friedensmachens wieder anwenden können und das so, dass Frieden nicht als Waffenstillstand und als Zeit der Aufrüstung für den nächsten Krieg verstanden wird.

Neukirchen

Dirk Richhardt

Wirtschafts-, Verwaltungs-, Verfassungs- und Sozialgeschichte

Heinrich MEYER ZU ERMGASSEN: Hospital und Bruderschaft. Gästewesen und Armenfürsorge des Zisterzienserklosters Eberbach im Mittelalter und Neuzeit. Mit Edition des Eberbacher Bruderschaftsbuchs von 1403 (Veröffentlichung der Historischen Kommission für Nassau 86), Wiesbaden: Historischen Kommission für Nassau 2015, 364 S., 103 Abb., ISBN 978-3-930221-32-5, EUR 36,00

Wer das hier zu besprechende Buch zum ersten Mal in die Hand nimmt, der mag vielleicht dreimal stöhnen. Erstens, die Zisterzienser und kein Ende, Eberbach und kein Ende und bei dem Autor fallen mir spontan mindestens fünf oder sechs Arbeiten über Eberbach ein. Alle drei Seufzer sind ungerechtfertigt. Der Orden bleibt wichtig, das Kloster ist interessant und der Autor ist eben ein profunder Kenner der Materie und damit eine gute Quelle, seine eigenen Kenntnisse zu erweitern. Das Buch kommt einer dreifachen Aufgabe nach. Zum einen die Darstellung von Gästewesen und Armenfürsorge, zum zweiten die Edition des Eberbacher Bruderschaftsbuches und nicht zuletzt die sehr guten Aufnahmen und Risse machen das Buch interessant und lesenswert. Es füllt auch, und darauf weist der Autor mit Recht hin, eine Lücke im sonst so quellenarmen Raum des Hintertaunus um 1500 (S. 8). Das Thema Klöster und Krankenfürsorge ist und bleibt wichtig, nicht nur für das Mittelalter und die frühe Neuzeit, sondern, hier im nordhessischen Raum auch durch Entwicklung zum Hohen Hospital. Schon die Einführung ist aufschlussreich, wer und wie und unter welchen Bedingungen kamen die Gäste ins Kloster, wobei die Mahnung von Caesarius von Heisterbach dieses Kapitel mit den Worten schließt: *Es ist wohl kein Kloster unseres Ordens, das nicht verschuldet wäre wegen Gäste und Armen*. Nun ja, nehmen wir das einmal so hin.

Es folgt eine genaue Darstellung der baulichen Gegebenheiten, welche das Gästewesen erst ermöglichten und schließlich welche Gäste aufgenommen wurden. Hier wird eine Dreiteilung deutlich: vornehme Gäste kamen im Abtshaus unter, Grafen, Priester und auch Bauern wurden im Gästehaus einquartiert, Elende und Kranke im Hospital. Mit allen Gästen hatte das Kloster auch seine liebe Mühe. Jeder Gast kam mit einem besonderen Anliegen und vor allem Ansprüchen. Ein Kuriosum sei hier nur aus kirchenhistorischer Sicht wiedergegeben. Wiederholt kommt der Mosbacher Pfarrer mit Bitten ins Kloster: Eberbach war Patronatsherr, verschiedener Pfarrkirchen in der Umgebung und das auch noch dann,

als diese schon protestantisch geworden waren. So musste das katholische Kloster protestantischen Gemeinden bei dem Erhalt der Kirchen helfen. (S. 62).

Etwas kleinteilig geraten ist dann die Beschreibung der Räume und ihrer Ausstattung (S. 71 f.). So erfahren wir fast alles über Decken und Laken (S. 147) und auch alles über Gewürze und natürlich über die Weinvorräte und über Bienen und Schweinehaltung. Diese Akribie gilt auch für die Beschreibung der Gäste, wobei der gleichzeitige Besuch der Erzbischöfe von Trier und Mainz 1670 schon ein wesentliches Detail ist.

Ein interessantes Kapitel ist die Aufnahme von Personen ins Kloster. Sei es als Mönche, als Konversen oder als Pfründner (S. 101) und auch die Aufnahme von Kindern (S. 171). Das Kloster zeigt sich hier durchaus wählerisch und wir erfahren etwas über zwei Gruppen, die zum einen das Hospitalwesen in Zukunft belasten sollten, nämlich die Pfründer (S. 131) und zum anderen etwas über die Konversen, die sonst eher weniger Erwähnung finden. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die im Hospital behandelten Personen und deren Leiden, wobei, nicht nur aus heutiger Sicht, auch die Bezahlung der Heilung bzw. Behandlung genau dargestellt wird (S. 164). Hier bieten sich Vergleiche an zu den Hohen Hospitälern an, aber auch zu anderen Krankeneinrichtungen.

Dass aber das Kloster und besonders das Hospital Anlass zur Kritik gab, zeigt der Exkurs zum Kloster St. Maximin und das zu dem Kloster gehörende Elisabeth-Hospital. Sehr genau zeigt der Autor auf, wer und aus welchem Anlass über das Elisabeth-Hospital in der Nähe von Trier schreibt (S. 135) und welche Vorwürfe, auch dem Zeitgeist der Aufklärung geschuldet, hier erhoben wurden.

Das abschließende Kapitel über die Bruderschaft zeigt sich als einmalige Quelle für die Landschaft im 15. und 16. Jahrhundert. Was vielleicht fehlt sind Hinweise auf die wirtschaftliche Lage des Klosters oder die Kopfzahl des Konventes, um diese dann in Relation mit den Aufwendungen setzen zu können. Auch die häufige Darstellung des Klosters Zwettl, (S. 10, 19 u. 157) ein Saalbau im Vergleich zum Eberbacher Hallenbau, wirkt etwas einschränkend.

Mit dem Stichwort Hallenbau, das wir besonders aus der Kirchenarchitektur kennen, eben der Hallenkirche, komme ich noch einmal zurück zum Kloster Eberbach und werfe noch einen Blick auf das umfangreiche, aber sehr gut gelungene Kapitel der Baugeschichte. Dass der Autor hier ein Auge für das Wesentliche hat und dies auch in Abbildungen deutlich zeigt, macht das Buch zum Genuss. Seit dem Film »Der Name der Rose« sind die hohen, hellen gotischen Räume des Klosters Eberbach weltbekannt. Leider erfährt das Hospital diese Aufmerksamkeit nicht. Obwohl schon mehrfach bedeutende Architekten wie Carl Schäfer auf die hervorragende Architektur des Hospitals hingewiesen haben, werden die Schönheit und der Schmuck des Raumes durch seine jetzige Nutzung im wahrsten Sinne des Wortes verfinstert. Dies ist der neuen Nutzung als »Weinkeller« zuzuschreiben. Es ist dem Autor unbedingt darin zu folgen, wenn er diesen künstlich verdunkelten und schweren Raum im unnatürlichen Gegensatz zur hellen und leichten Architektur sieht (S. 201). Etwas versteckt in einer Fußnote (Anm. 1156) aber kommt ein weiterer Aspekt zum Tragen. Wie kann man denn so leichte und elegante Weine wie den Riesling in einer tiefen dunklen Grotte verkosten? Daran werde ich bei meinem nächsten Riesling denken und auf die Architektur des »Weinkellers« werde ich bei meinem nächsten Besuch in Eberbach besser achten.

Dieter WUNDER: Der Adel in Hessen des 18. Jahrhunderts – Herrenstand und Fürstendienst. Grundlagen eine Sozialgeschichte des Adels in Hessen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 84), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2016, XIV u. 844 S., zahlr. Abb. u. Tabellen, ISBN 978-3-942225-34-2, EUR 39,00

Mehr als der Titel sagt – das war der erste Gedanke nach 834 Seiten. Bedenkt man allein den breiten Raum, den das Stift Kaufungen einnimmt (vgl. S. 594), dann war es mehr als Herrenstand und Fürstendienst, und das Werk bietet auch mehr als nur »Grundlagen« einer Sozialgeschichte. Adelsgeschichte in Hessen stand bisher wohl eher im Schatten der »großen Hessischen Geschichte« und fand keinen Zugang in die hessische Geschichtsschreibung (vgl. S. 602 f.). Daneben gab es die immer mitschwingende Ansicht, dass die Landgrafen von Hessen bzw. von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt keine guten Beziehungen zu dem eigenen Adel hatten, ja diesen sogar ablehnten. Begründet wurde diese Annahme mit dem Verhalten des hessischen Adels in der Sickingen-Fehde oder zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Zu belegen versuchte man diese Annahme durch die geringen Nobilitierungen, die zur Zeit der Landgrafen bzw. Großherzöge und Kurfürsten durchgeführt wurden. Für Hessen konnte nur der Kaiser Nobilitierungen vornehmen. Ob die geringe Zahl der Nobilitierungen mit der kaiserlichen Politik gegenüber Hessen zusammenhing, ob die Landgrafen Nobilitierungen längere Zeit distanziert gegenüberstanden, ob mögliche Anwärter Nobilitierungen gar ablehnten? All das bedarf noch genauerer Untersuchungen und dazu gehören auch Vergleiche mit anderen protestantischen Gebieten (vgl. S. 477). Umgekehrt scheint aber auch der hessische Adel den jeweiligen Landesherren eher als Erster unter Gleichen zu betrachten, ja selber an einer vermehrten Würdigkeit der eigenen Familie durch längere Traditionen zu arbeiten. Ob das nun so sein muss, dass die einen sich auf die Ahnfrau Heilige Elisabeth (vgl. S. 59) beziehen als Stammutter und die anderen der Meinung sind, von dem Begleitkommando aus Ungarn abzustammen, ist nur ein Teil der permanenten Auseinandersetzungen mit den Landesfürsten. Eine Diskussion, die auch noch nach der endgültigen Einbindung des Adels in den Fürstenstaat nicht beendet war (vgl. S. 318). Aber was war das nun, der Adel in Hessen? Da klärt der Autor zuerst die Raumfrage, indem er primär die beiden Landgrafschaften untersucht (vgl. S. 3), mit einer Klärung der staatsrechtlichen Verhältnisse (vgl. S. 37) aber auch, wo es nötig ist, weitere Gebiete heranzieht (vgl. S. 552) und, was ebenfalls sehr erhellend ist, auch andere Territorien wie etwa Mecklenburg oder Schleswig-Holstein mit heranzieht (vgl. S. 598). Neben dem Raum muss natürlich auch der Zeitraum geklärt werden, natürlich das 18. Jahrhundert, aber eben auch die Zeit der Reformation, alleine um die Entstehung und die Bedeutung des Stiftes Kaufungen zu erklären, aber auch die erste Zeit des 19. Jahrhunderts, das mit wichtigen Eckdaten aufwartet. Kritisch wird der Untersuchung eine Quellen- und Literaturanalyse vorangestellt (vgl. S. 33 u. 61) und hier gibt es nur einen Einwand und der Funktion des Rezensenten geschuldet. Landau (vgl. S. 16) trug den Vornamen Georg und nicht Gustav. Der Adel war geprägt von dem Wunsch oben zu bleiben, also im Stande zu bleiben. Dazu geht er unterschiedliche Wege, eben als Gutbesitzer und Verwalter im Herrenstand, aber eben auch im Fürstendienst, als Beamter oder Offizier und eben auch im Dienste des Stiftes Kaufungen. Gerade die Möglichkeiten der Karriere im stehenden Heer in Hessen mussten die fehlenden kirchlichen Möglichkeiten kompensieren. Der Begriff Rittergut wird sehr genau definiert und das Bild

vom schlecht wirtschaftenden Adel lässt sich nicht mehr halten (vgl. S. 200). Es fehlen hier aber noch genauere Untersuchungen (vgl. S. 220). Der hessische Adel war um 1720 arm oder ärmlich (vgl. S. 231). Lebensgrundlage war daher auch der Fürstendienst (vgl. S. 237). Hatte der Adel Interesse an der eigenen Geschichte? Diese Frage muss, trotz Ahnenprobe und Familienstolz, eher verneint werden (vgl. S. 63). Auch die Annahme von »dem altem Familienbesitz« lässt sich nach dieser Untersuchung nicht mehr flächendeckend halten. 2017 jährt sich die hessische Landesteilung von 1567 zum 450. Mal. Diese wurde oft als die große Katastrophe der Landesgeschichte gesehen. Interessant dagegen ist, dass der Adel die zahlreichen Teilungen als Aspekt der Sicherheit betrachtet hat (vgl. S. 110) und so kann man sagen, dass die meist geteilten Geschlechter am längsten leben (vgl. S. 492). Bemerkenswert ist, dass der Unterschied zwischen Reichsritterschaft und landsässigem Adel als nicht sehr groß empfunden wurde (vgl. S. 388) – ist doch eigentlich davon auszugehen, dass das Ziel des landsässigen Adels die Reichsritterschaft sein sollte. Sieht man dagegen den Kampf der Familie Riedesel um das Amt des Erbmarschalls in Hessen, so scheint hier die Stellung als Reichsritter die Auseinandersetzung mit den Fürsten eher zu verschärfen. Auch in andere Rechte versuchten die Fürsten einzugreifen, hier sei nur das Ritterschaftliche Stift Kaufungen genannt, mit dem die Landgrafen von Hessen ganz andere Pläne verbanden und deren sich die Ritterschaft nur mühsam, aber erfolgreich erwehren konnte. Kaufungen war als Unterstützungseinrichtung für heiratende adelige Töchter gegründet worden, es wurde aber auch zum Sprachrohr und Vertretung der Ritterschaft (vgl. S. 594), daher war es genauso wichtig, stiftsfähig wie adelig zu sein.

Den Eindruck, den die Ritterschaft hinterlässt, ist zwiespältig. Wir beobachten starke Bemühungen sich als Klasse, eben als Althessische Ritterschaft, zu definieren, die viel Energie darauf verwendet, diese Klasse zu erhalten und abzugrenzen, aber eben nicht um diese weiter zu entwickeln. Deutlich wird dies in der Auseinandersetzung mit dem Neuhessischen Adel (vgl. S. 540) und dessen Eingliederung auch in die Arbeitswelten (vgl. S. 551). So bleibt auch die Erforschung des Neuadels und dessen Nobilitierung (vgl. S. 549) ein Desiderat. Kampfgeist kam immer erst dann auf, wenn die Ritterschaft als Korporation oder einzelne ihrer Mitglieder den Eindruck hatten, dass ihre Rechte beschnitten wurden, oder auch das, was sie für ihre Rechte hielten. Mit besonderer Aufmerksamkeit geht der Autor daher auf das Stift Kaufungen ein und die damit für die Ritterschaft sehr wichtigen Rechte der Versorgung von Familienangehörigen. Die Ritterschaft war es wohl nicht gewohnt, politisch eigene Überlegungen zu entwickeln, so dass sie einen unpolitischen, gestaltungsunfähigen Eindruck hinterlässt.

Der vorliegende Band besticht durch sehr viele Details, zahlreiche Statistiken, beispielhaft dargestellte Familienkarrieren und umfangreiche Addenda. Das alles macht das Lesen manchmal etwas schwer, da man immer auf der Suche nach dem roten Faden ist, aber dazu kann man ja zurückblättern und diesen neu aufnehmen. Eines aber ist das Buch nicht: handlich! Größe, Dicke und Gewicht erlauben kein gemütliches Lesen sondern fordern ein konzentriertes Studieren. Ich habe mir erlaubt, dieses Buch am 21. Mai 2017 während einer Veranstaltung auf meinem Sitzplatz in Kaufungen »liegen zu lassen«. Der in der Folge gewonnene Eindruck bestätigt mein eben Geschriebenes. Kaum einer hob das Buch auf, um darin zu blättern, aber fast alle zückten die Mobiltelefone und fotografierten Einband und Titelseite.